

Mensch-Hund Beziehung

Die Geschichte einer (R)evolution und die Implikationen für Training

Kohlhofer Tanja

Abschlussarbeit für die Ausbildung zur Hundeverhaltenstrainerin

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung.....	3
Beziehung.....	4
Geschichte.....	6
Persönlichkeit - Verhaltensphänotypen	12
Persönlichkeit beim Menschen.....	12
Persönlichkeit beim Hund.....	17
Die Krux mit der Dominanz	19
Bindung	22
Bindung beim Menschen	22
Bindung versus Exploration	23
Inner working Models (innere Arbeitsmodelle)	24
Bindungstypen- Bindungsschemata	25
Strange Situation Test	26
Auswirkungen der Bindungserfahrungen	28
Social Support.....	29
Besonderheiten Mensch Hund Bindung	30
Testen der Mensch-Hund Bindung.....	34
Emotionen	37
Kommunikation.....	39
Stress.....	41
Die 2 Stressachsen (Campbell & Reese, 2003)	42
Das allgemeine Adaptionssyndrom (nach Hans Selye)	43
Oxytocin.....	45
Gesundheitliche Aspekte der Mensch-Hund Beziehung.....	47
Implikationen fürs Training	48
Quellenverzeichnis	53
Zu Guter Letzt.....	70

Zusammenfassung

Die Mensch-Hund-Beziehung ist eine Beziehung mit langer und wechselvoller Geschichte. Schon seit dem Pleistozän gehen wir gemeinsame Wege und mit Hunden zusammen zu leben hatte und hatt vielfältige Vorteile. Selbst wenn man der Koevolutionstheorie skeptisch gegenüber steht ist die Ähnlichkeit in unseren Sozialsystemen verblüffend.

Hunde nehmen als Haustiere eine besondere Stellung ein. Sie wurden schon immer wegen ihrer Fähigkeiten geschätzt und erfüllen eine Vielzahl von Aufgaben. Am erstaunlichsten jedoch ist die Fähigkeiten über die Artgrenzen hinweg zu kommunizieren und vor allem die Anpassungen der Hunde, die dies möglich machen. In den letzten Jahren gab es viele Studien zu dieser besonderen Beziehung und man erkannte, dass zwischen Hund und Mensch sogar eine echte Bindung entstehen kann. Diese Besonderheiten in der Hund-Mensch-Beziehung und ihre möglichen Auswirkungen auf das Verhalten des Hundes wollte ich in dieser Arbeit beleuchten.

Ich erhebe hier keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit der Auflistung oder eine neue Definition der Hund- Mensch Beziehung, sondern habe versucht im Folgenden interessante und wichtige Fakten zum Thema Hund- Mensch-Beziehung und ihren Facetten zusammenzutragen und am Schluß Gedanken zu den Folgen die diese Entdeckungen für Training haben könnten zu formulieren. Wo immer es mir möglich war sind Referenzen angegeben.

Ich habe das Gefühl, dass vor allem das Thema Bindung – zumindest in der Definition des ‚attachments‘ – selten angesprochen oder erklärt wird, obwohl der Vergleich zwischen Hunderziehung und Kindererziehung gerne gezogen wird. Vielleicht hilft die im Folgenden zusammengetragene Information dem einen oder anderen, noch schlagfertiger Argumente für die positive Hunderziehung zu finden.

Beziehung

„Beziehung“ ist ein breit definierter Begriff. Auch zwischen Räuber und Beute spricht man beispielsweise in der Biologie von einer Beziehung. Jedoch ist dies im Normalfall nicht gleichzusetzen mit der Beziehung zwischen Hund und Mensch. Zum Erfolg einer Mensch- Hund-Beziehung tragen, denke ich, verschiedene Bausteine bei:

- Ein wichtiger Punkt ist Persönlichkeit. Persönlichkeit macht uns berechenbar für andere und langfristiges Zusammenleben dadurch besser möglich.
- Bindung, im Sinne von „Attachment“ und andererseits Fürsorgeverhalten und damit einhergehend Respekt füreinander und Vertrauen zueinander, aber auch Erziehung
- Kommunikation
- Emotion und Empathie

Für eine erfolgreiche Mensch-Hund Beziehung ist die Passung der Persönlichkeiten beider ohne Zweifel wichtig. Allerdings ist „Passung“ hier ein vager Begriff, denn

sowohl der Spruch „Gleich und gleich gesellt sich gern“ als auch „Gegensätze ziehen sich an“ kann hier zu Tragen kommen. Generell würde vermutlich kein Trainer einem Menschen der von sich behauptet ein Couchpotato zu sein eine aktive, sportliche Rasse empfehlen, doch es kann durchaus



Abbildung 1: Kein Ersatz für eine richtige Bindung - die Leine.

passieren, dass die Persönlichkeit des Menschen und des Hundes einfach trotz alledem so gut zusammenpassen, dass beide ineinander das Beste zum Vorschein bringen.

Bindung ist nicht mit Beziehung gleichzusetzen und auch nicht Teil jeder Beziehung (OTTERSTEDT & ROSENBERGER, 2009). Zwischen Besitzer und Hund besteht jedoch im Normalfall eine Bindung die der Eltern- Kind Bindung ähnelt und somit vom menschlichen Part größtenteils Fürsorge verlangt (TOPÁL et al. 1998). Auch das Vermitteln gewisser Benimmregeln, die Erziehung, beziehungsweise Sozialisierung also, ist eine der wichtigen Aufgaben für den menschlichen Part der Beziehung. Schließlich muss sich der Hund als Wesen zweier Welten nicht nur die Regeln der hundlichen Etikette kennen lernen, sondern auch die für uns Menschen wichtigen Benimmregeln erlernen (MIKLÓSI, 2012). Zu wissen wie man sich in einer Situation zu verhalten hat macht diese häufig stressfreier. Eine sichere Bindung bringt viele Vorteile für Hund wie Mensch mit sich und ist der Idealfall. Respekt vor den Eigenarten des jeweils anderen und gegenseitiges Vertrauen halte ich ebenfalls für wichtig in der Hund- Mensch Beziehung. Beides wächst im Normalfall mit der Zeit und je mehr man ‚zusammenwächst‘ desto mehr Freiheit kann man dem Hund häufig gönnen.

Kommunikation ist ebenfalls einer der Grundpfeiler von Beziehungen. Selbst wenn man nicht dieselbe Sprache spricht kann man nicht nicht miteinander kommunizieren. Das Gefühl nicht verstanden zu werden, sich nicht mitteilen zu können, ist denke ich eines der frustrierendsten Erlebnisse für jeden Menschen- wer weiß ob es Hunden nicht ähnlich geht.

Gefühle spielen, denke ich, in jeder Beziehung eine Rolle und auch Empathie, also Einfühlungsvermögen, Verständnis für die Gefühle des anderen gehört hier mit dazu. Inwieweit und ob Hunde in der Lage sind menschliche Gefühle zu verstehen ist ungewiss, dass sie jedoch Gefühle haben leugnet heutzutage kaum noch jemand (PANKSEPP, 1998)

Geschichte

Der Hund stammt vom Wolf ab, dies wird mittlerweile kaum mehr angezweifelt (VILÁ et al., 1997), obwohl noch vor wenigen Jahrzehnten der berühmte Verhaltensforscher Konrad Lorenz davon ausging, dass dies nicht uneingeschränkt zuträfe. Er stellte anhand seiner Verhaltensbeobachtungen die Hypothese auf, dass einige Rassen vom Wolf abstammten, andere jedoch vom Goldschakal. Wie man sich denken kann war er der Überzeugung, dass die Rasse die er selbst bevorzugte vom ‚noblen‘ Wolf abstamme, während Hunde, deren Rassenbild durch ein freundliches Wesen vielen Menschen, anstatt von Loyalität einem Einzelnen, gegenüber geprägt war in seinen Augen den (Gold)Schakal als Ahnen aufweisen mussten (LORENZ, 1998).

Hunde sind unsere ältesten Verbündeten im Kampf ums Überleben. Nicht etwa Nutztiere wie Schafe Ziegen oder gar Schweine sondern der Hund, ein Raubtier wie wir selbst, war das erste domestizierte Tier. Wie diese Domestikation vonstattenging darüber scheiden sich die Geister und man könnte endlose Debatten führen. Von gezielter Zuchtauswahl ist hier die Rede, aber auch von einer regelrechten Selbstdomestikation des Wolfes zum Hund (COPPINGER, 2001). Wie ein russischer Versuch zeigt könnten viele domestikationsbezogene Eigenschaften des Haushundes alleine durch eine bewusste oder auch unbewusste Selektion auf Freundlichkeit Menschen gegenüber und eine verringerte Aggressionsbereitschaft/Furcht zurückzuführen sein. Schlappohren, Ringelruten und auch veränderte Fellfarben konnten im berühmten Versuch von Dmitrij Belyaev über wenige Generationen der Selektion auf Zahmheit beobachtet werden (TRUT, 1999).

Doch weshalb wollen Menschen überhaupt mit anderen Tieren interagieren? Weshalb sind wir so fasziniert von unseren tierischen Mitbewohnern, sind willig sie zu füttern, mit ihnen zu kuscheln, hohe Tierarztrechnungen zu bezahlen? Es scheint, so Wilson, dass der Mensch eine angeborene Neugierde und Zuneigung zur Natur hegt, die er selbst als Biophilie bezeichnete. Diese könnte für unsere Ahnen (wie auch für uns) einen adaptiven Wert haben, denn wer sich für seine Umwelt und die Tierwelt interessiert, hat unter Umständen einen erhöhten Jagderfolg oder bessere Überlebenschancen, weil er das Verhalten der Raubtiere kennt, die mit ihm in der Region leben (WILSON, 1929). Des Weiteren wissen wir dank neuester Forschungen, dass das Zusammenleben mit Tieren, insbesondere Hunden förderlich

für unser Wohlbefinden und damit unsere Gesundheit ist (z.B.: HEADEY et al. 2008). Biophilie beantwortet allerdings nur eine der vier Tinbergschen Fragen nach jeweils zwei proximativen (unmittelbaren) und zwei ultimativen (grundlegenden) Zusammenhängen (LALAND & BATESON, 2013):

1. Ursache- die kurzfristigen Ursache-Wirkungs Beziehungen auf das Individuum bezogen
2. Ontogenese- die Entwicklung des Verhaltens während der Lebenszeit des Individuums (Kindheit, Pubertät...)
3. Überlebenswert (Adaptiver Wert)- Zweck eines Verhaltens, Wert für das Überleben und somit die Fitness einer Art
4. Evolution- die Entwicklung des Verhaltens in der Evolution der Art

Zu 1.:

Die Ursache für die Möglichkeit dieser Beziehung liegt in der Möglichkeit zu gegenseitigem Verständnis durch die Ähnlichkeiten in unserer Physiologie. So sind die Mechanismen, welche Bindung (Gehirnstrukturen, Hormone) verursachen dieselben (JULIUS et al. 2012).

Zu 2.:

Es scheint, dass Kinder generell ein großes, instinktives Interesse an Tieren haben, jedoch darf die Rolle die die Frühentwicklung und Sozialisierung in dieser Hinsicht spielen, nicht vernachlässigt werden (JULIUS et al. 2012).

Zu 3.:

Tiere, und insbesondere Hunde haben einen positiven Effekt auf unser Wohlbefinden und unsere Gesundheit was durch zahlreiche Studien belegt wurde. Zusätzlich gibt es sogar Quellen, die davon ausgehen, dass die Domestikation des Hundes der Grund war, weshalb *Homo sapiens* sich gegenüber *Homo neanderthalensis*

durchsetzte (SHIPMAN P., 2015). Weiters gibt es Theorien wonach das Zusammenhalten und Bewachen von Schafen oder Ziegen ohne Hunde nicht möglich gewesen wäre, was in vielerlei Hinsicht den Hund zur Ursache der Sesshaftwerdung des Menschen erhöhe. Es mag also sein, dass in gewisser Weise eine Ko-Evolution von Mensch und Hund stattfand (SCHLEIDT & SCHALTER, 2003).

Zu4.:

Wie oben erwähnt hatte das Halten von Hunden auf uns Menschen offenbar mehr positive, als negative Effekte. Sodass Hundehalter (und deren Verwandte) sich erfolgreicher fortpflanzten, als ihre nicht-hundehaltenden Artgenossen. Zusätzlich ist Biophilie einer der Hauptverdächtigen im Zusammenhang mit der Entwicklung der menschlichen Psyche. Das Zusammenleben mit der Natur verlangte kooperative Handlungen, das Leben in einem sozialen System, welches wiederum die Entwicklung der Komplexität des menschlichen Gehirns gefördert haben soll (DUNBAR, 2009).

Große Teile der Strukturen und Funktionen des Wirbeltiergehirns sind entweder uralt und daher gleich oder sie wurden durch ähnlichen Selektionsdruck parallel entwickelt. Die Amygdala, oder Mandelkern beispielsweise, ebenso wie der restliche Teil des sogenannten limbischen Systems sind in Form und Funktion verblüffend gleich. Vor allem Arten, die in sozialen Netzwerken leben und daher über ein ‚soziales Gehirn‘ verfügen sind als Kumpantiere gut geeignet. (JULIUS et al. 2012)

Mensch und Hund, beziehungsweise Wolf, leben in sehr ähnlichen Familienstrukturen. In beiden Arten beruht(.e) die Struktur auf einem relativ monogamen Elternpaar mit ihren Nachkommen einer oder mehrerer Generationen. Der größte Respekt kam denjenigen zu, die die meiste Erfahrung hatten und die Nachkommen wurden bis zu einem gewissen Alter sehr nachsichtig behandelt (MECH, 1999).

Einige Forscher (SCHLEIDT & SCHALTER, 2003) sind sogar der Auffassung, dass zwischen Mensch und Hund eine Ko-Evolution stattfand bei der der Wolf sein Verhalten in Richtung Mensch, der Mensch jedoch sein Verhalten nach dem Vorbild des Wolfes/Hundes geändert habe. Begründet wird dies damit, dass der Hund wichtige kommunikative Cues wie zum Beispiel Augenkontakt und manche Zeige

Gesten besser interpretiert als gleich aufgezogene Wölfe (VIRANYI et al. 2009). Auf der menschlichen Seite ist die Argumentation jene, dass unsere nächsten lebenden Verwandten uns vom Verhalten (und Familiensystem) nicht so ähnlich sind wie der eigentlich ferner verwandte Wolf. Auch bisher gefundene Fossilien unserer Vorgänger scheinen kriegerischer gelebt zu haben, als der moderne Mensch. ‚Dog makes us Human‘ ist der bezeichnende Untertitel eines Buches zum Thema Wurzeln der Mensch Hund Beziehung in welchem der Weg des Hundes durch Afrika, Asien und Europa unter anderem anhand der Sprachentwicklung rekonstruiert wird und in der Tat scheint es so, als habe der Zusammenschluss mit diesem Raubtier uns einen Vorteil verschafft. Auf allen Kontinenten (außer Australien) und Sprachfamilien findet sich eine gemeinsame Urform für das Wort ‚Hund‘ (MÜLLER, 2003).

Zu Beginn menschlicher Religion wurde die Umwelt, insbesondere die Tierwelt als beseelt angesehen. Töten resultierte daher in einer Schuld und dies machte beispielsweise die Besänftigung der Beutetiere durch die Rituale eines Schamanen notwendig. Diese wiederum sahen in bestimmten Tieren spirituelle Führer so zum Beispiel in Adlern, Bären oder Wölfen. Die Faszination an der Tierwelt und der Wunsch einen solchen spirituellen Begleiter dauerhaft bei sich zu haben mag einer der Gründe gewesen sein, weshalb der Wolf vom Konkurrenten zum Verbündeten gemacht wurde (KOTRSCHAL, 2012).

Eine der durch die Jahrhunderte lange Zeit sehr geschätzte Eigenschaft des Hundes ist die Unterscheidung zwischen ‚Uns‘ und ‚Den Anderen‘. Vermutlich seit Urzeiten waren Hunde nicht nur Vertilger von Unrat (und damit Gesundheitspolizei) und Begleiter bei der Jagd, sondern eben auch unbestechliche Wächter und teils Beschützer ihrer Familien (FÜHRMANN & HOEFS, 2009).

Die Jagd mag gerade zu Anfang eine eher Nebensächliche Rolle gespielt haben. Sieht man sich ursprünglich lebende Völker an, so sind es zumeist die Frauen der Sippe, die sich mit Hunden umgeben und in einigen Völkern ist es immer noch Brauch einem neugeborenen Baby einen Welpen zu schenken, welcher sich um den Unrat dieses Kindes kümmert. Viele Hundebesitzer kennen die koprophagischen Neigungen –oft sehr zu ihrem Leidwesen- zur Genüge. Durch die Vergangenheit zur Gegenwart wurden die Eigenschaften der Hunde größtenteils geschätzt. Ihr Wach- und Schutztrieb wurde lange Zeit als eine der herausragenden und besten Eigenschaften beschrieben, ihr Jagdtrieb genutzt (COPPINGER & COPPINGER,

2001) und selbst das Fressen von Unrat und Kot als gesundheitlicher Dienst an die Menschheit betrachtet (ZIMEN, 1992). Ansichten dazu ob Hunde eine Seele haben oder nicht, ob sie leidensfähig wären oder nicht und die daraus resultierende Behandlung des Partners Hund unterschied sich im Laufe der Zeit jedoch sehr (FÜHRMANN & HOEFS, 2009).

Schriftlich festgehaltene Trainingsanleitungen dazu, wie ein Hund zu erziehen wäre finden sich schon sehr früh in der Geschichte. Xenophon schrieb eines der ersten Werke zum Thema Hund und wie derjenige der seine Hunde zur Jagd führt mit ihnen umzugehen hat. (BLANE & SOMERVILLE, 1788; OESER, 2004).

Sein Schüler liefert uns ‚kurz‘ darauf das erste schriftliche Indiz darauf, dass sich die Einstellung zum Hund vom Gebrauchstier zum Partner entwickelt. Er lebt im Haus und wird als Individuum sehr geschätzt, nicht zuletzt zum Kuschneln (BLANE & SOMERVILLE, 1788).

Gute Dienste des Hundes wurden immer genutzt, jedoch nicht immer wertgeschätzt. Auch im Krieg und zu Forschungszwecken wurden Hunde gewissenlos eingesetzt und lange Zeit wurden sie als ‚Pferd des armen Mannes‘ eingesetzt um schwere Karren zu ziehen (FÜHRMANN & HOEFS, 2009).

Es scheint also, dass sich die Werte unserer Gesellschaft in Bezug auf den Hund immer wieder wandeln. Für Lorenz schien es wichtig zu sein, dass sein Hund nur ihm gegenüber aufgeschlossen war (LORENZ, 1998), wohingegen es in der heutigen Gesellschaft deutlich einfacher ist einen Hund zu halten, welcher Menschen generell aufgeschlossen gegenüber steht. Auch die Jobs der Hunde haben sich merklich gewandelt. Wo noch vor ein oder zwei Generationen der Hofhund Standard war, welcher Fremden gegenüber ruhig imposant auftreten durfte und sollte, ist die Mehrheit der heutigen Hunde auf den ersten Blick arbeitslos. Erst bei näherem Hinsehen fällt auf, dass heute von Hunden viel mehr verlangt wird, als noch vor einigen Jahren.

Der Hauptjob der meisten heutigen Hunde ist der des ‚Familienhundes‘, wobei dies viele verschiedene Dinge beinhalten kann. So soll der Hund problemlos mit in Restaurants und auf Ausflüge kommen, soll wachsam sein, aber natürlich nur Bellen, wenn auch wirklich jemand ins Haus einbricht und ansonsten freundlich zu möglichst allen anderen Tieren und Menschen und ein Spielgefährte für die Kinder. Jedoch soll

er sich niemals so sehr hineinsteigern, dass er etwa seine Zähne einsetzt. Zusätzlich wird erwartet, dass Hund problemlos 8 Stunden oder mehr daheim bleibt, dabei niemals die Wohnung verschmutzt oder laut wird. Der heutige Alltag kann für Hunde durchaus überfordernd sein, so sind sich viele Hundetrainer einig.

Hunde stillen in unserer Gesellschaft immer mehr Bedürfnisse. Sie sind heutzutage Seelenröster, soziale Unterstützung, Kindersatz, Partnerersatz, Wächter, (Lebens)Retter und Polizisten.

Gleichzeitig hat sich, gerade in den letzten Jahren aber auch sehr vieles in Bewegung gesetzt, was das Hund sein erschwert. Das Recht auf Freilauf wurde dem Hund größtenteils abgesprochen, häufig gibt es gesetzlich Leinenzwang. Hundezonen sollen als Ersatz dienen, haben jedoch großes Problempotential. Es wurden zweifelhafte Listen potentiell gefährlicherer Rassen erstellt (siehe: <http://www.hundefuehrschein.com/kampfhunde-liste-rasseliste>) und Hundebisse werden in der Presse oftmals heiß diskutiert obwohl klar ist: „Hunde können beißen - aber Luftballons und Pantoffeln sind gefährlicher“ (BRADLEY .J, 2007).

Persönlichkeit - Verhaltensphänotypen

Persönlichkeit wird auf verschiedene Arten eingeteilt. Generell spricht man von Persönlichkeit eines Individuums von gleichbleibenden Mustern des Denkens, Fühlens und daraus entstehenden Handlungen. Persönlichkeit macht uns also berechenbar (PERVIN, 2005).

Persönlichkeit beim Menschen

In weiteren Studien wurde auch ein Zusammenhang zwischen diesen Persönlichkeitstypen und dem Lösen komplexer Aufgaben gefunden. So sind die tapferen Individuen im Lösen von komplexen Aufgaben nicht so gut wie ihre scheuen beziehungsweise reaktiven Artgenossen. Außerdem zeigte sich, dass die beiden Typen auch unterschiedlich mit Stress umgehen. Die tapferen Individuen hatten verstärkte Ausschüttungen von Adrenalin- sie regten sich schnell auf, verarbeiteten diesen Stress jedoch auch rasch wieder, wohingegen die scheuen Individuen eher mit Kortisol zu tun hatten, sich zwar nicht so rasch stressen ließen, jedoch dafür zum Abbau des Stresses länger Zeit brauchten (JULIUS et al. 2012)

Alle Persönlichkeitsmerkmale vereint, dass sie über die Zeit relativ stabil, konsistent und zu einem Faktor von ungefähr 0,5 erblich sind (BOUCHARD & MC GUE, 2003).

Eine heute bevorzugte, jedoch aufwändigere Methode Persönlichkeit zu erfassen ist das ‚Big Five Modell‘ oder, wie es im deutschsprachigen Raum bezeichnet wird: ‚Fünffaktorenmodell‘. Demnach lassen sich Eigenschaften des Menschen in fünf fundamentale Persönlichkeitsachsen, welche zum Teil im Gegensatz stehen, einteilen. Dieses Modell ist heute in vielen Studien zur Persönlichkeit verwendet und genießt großes Ansehen. Erfasst werden die folgenden Persönlichkeitsachsen zumeist über Fragebögen wie beispielsweise dem ‚NEO-FFI‘:

- Neurotizismus
- Extroversion
- Verträglichkeit
- Gewissenhaftigkeit und
- Offenheit (für neue Erfahrungen)

Da auch dieses Modell, wie viele andere wissenschaftliche Modelle eine längere Entwicklung hatte und von verschiedenen Wissenschaftlern verwendet, sowie zum

Teil abgewandelt wurde, werde ich mich im Folgenden Großteils nach den Formulierungen von Mc Crae und Costa (1990) sowie Borkenau und Ostendorf (2008) richten (MCCRAE & COSTA 1990, BORKENAU & OSTENDORF, 2008).

Neurotizismus

Neurotizismus beschreibt die Fähigkeit eines Individuums, mit (negativem) Stress umzugehen. Individuen mit hohen Werten auf der Neurotizismus Skala reagieren stärker in Situationen die Stress oder Angst auslösen und benötigen danach länger um wieder in ihren ursprünglichen Erregungszustand zurück zu gelangen, als emotional stabile Menschen. Einer der Ursprünge für die persönlichen Unterschiede liegt zum Teil in der Physiologie, der Genetik. Das limbische System, unter anderem verantwortlich für die Verarbeitung von Emotionen reagiert stärker auf externe Reize. Bei Individuen mit hohen Werten auf der Neurotizismus Skala kommt es daher häufiger zu Neurosen, da externe Reize durch die starken Emotionen besser konditioniert werden (EYSENECK, 1985). Generell sind hohe Werte auf der Neurotizismus Skala, vor allem in Kombination mit niedrigen Werten auf der Gewissenhaftigkeitsskala ein Prädiktor für psychische Erkrankungen (KOTOV et al. 2010). Es scheint außerdem so, als wären sie anfälliger für eine Übertragung negativer Stimmung, als emotional Stabile Individuen (LARSEN & KETELAAR, 1991).

Folgende Eigenschaften/Verhaltensweisen werden häufig mit der Neurotizismus Achse in Verbindung gebracht:

- Launigkeit, Reizbarkeit
- Nervosität
- Neigung zu Traurigkeit/Melancholie
- Negative Affektlage
- Unzufriedenheit
- Klagen über Ärger/Ängste/Physiologische Beschwerden
- Unsicherheit/Verlegenheit
- Sehr sensibel bei Stress

Extroversion/Introversion

Beschreibt den Grad der Aktivität insbesondere im Bezug auf zwischenmenschliche Aktivitäten.

Personen mit hohen Extraversionswerten sind gesellig, aktiv, personenorientiert, herzlich, optimistisch und empfänglich für Anregung und Aufregung. Extravertierte Personen empfinden den Austausch mit Gruppen als anregend. Sie werden meist mit den folgenden Eigenschaften beschrieben:

- Abenteuerlustig
- Gesprächig
- Bestimmt
- Aktiv
- Dominant
- Enthusiastisch

Personen mit niedrigen Werten auf der Extraversionskala, sind eher zurückhaltend in sozialen Interaktionen.

- Still
- Zurückhaltend
- Ruhig
- Introvertiert

Beschrieben (GABAL, 2006; EYSENECK, 1985).

Verträglichkeit

Verträglichkeit ist ein weiterer Faktor der sich mit dem Verhalten eines Individuums anderen gegenüber auseinandersetzt.

Personen mit hohen Werten auf der Verträglichkeitsskala zeigen starke altruistische Züge. Sie sind bemüht, anderen Personen zu helfen und zeigen hohe Bereitschaft zur Kooperation, zwischenmenschlichem Vertrauen und zur Nachgiebigkeit. Sie neigen dazu sich anzupassen und ihre persönlichen Bedürfnisse für Normen der Gruppe zurückzustellen. Zumeist werden sie mit den Worten:

- Freundlich
- Rücksichtsvoll
- Warmherzig beschrieben (GRAZIANO et al. 2009).

Dem gegenüber achten Personen mit geringen Werten auf der Vertäglichkeitsskala eher auf sich selbst und ihre eigenen Bedürfnisse vor die der Gruppe zu stellen. Häufig sind sie wettbewerbsorientiert und hartnäckig in der Verfolgung ihrer Ziele. Der mittlere Weg ist der des Vermittlers der flexibel zwischen Nachgeben und den eigenen Zielen wechselt (GABAL, 2006).

Gewissenhaftigkeit

Der Faktor Gewissenhaftigkeit beschreibt den Grad an Selbstkontrolle, Zielstrebigkeit und Genauigkeit eines Menschen. Dieser Faktor ist auch derjenige, der die höchste Verbindung zum Berufserfolg eines Menschen hat (AMELANG & BARTUSSEK, 2001). Gewissenhafte Individuen werden von ihren Ausbildern besser bewertet und zeigen besseres Teamverhalten in Verbindung mit höheren Leistungen sowie besseren Führungsqualitäten. Bei Zielsetzung sind sie motivierter und umsichtiger. Dadurch gehen sie durchdachter und effizienter vor (ASENDORPF & NEYER, 2012).

Personen mit hohen Werten auf der Gewissenhaftigkeitsskala planen ihre Handlungen und zeichnen sich durch einen hohen Grad der Selbstkontrolle und Zielstrebigkeit aus. Sie werden als zuverlässig, überlegt und verantwortungsvoll wahrgenommen.

Personen mit niedrigen Werten in Gewissenhaftigkeit sind dagegen eher spontan, neigen zu Ungenauigkeit und unsorgfältigem Handeln.

Gewissenhaft und Perfektionismus sind jedoch nicht gleichzusetzen. Laut dem Psychiater und Neurowissenschaftler Raphael Bonelli ist Perfektionismus eine Art von dysfunktionalem Perfektionsstreben. Gewissenhaftigkeit ist ein gesundes, inneres Streben, während Perfektionismus extrinsisch motiviert ist. Angst erhöht hierbei den Faktor Neurotizismus (BONELLI, 2014).

Offenheit

Ist jene Skala die das Interesse an neuen Erfahrungen, Eindrücken und Erlebnissen sowie das Ausmaß der Beschäftigung mit solchen misst.

Personen mit hohen Werten auf der Offenheitsskala haben eine lebhaftere Fantasie und sind an vielen Dingen und Vorgängen interessiert. Sie sind offen für Reformen, bereit bestehende Normen zu hinterfragen. Häufig werden folgende Begriffe mit hohen Werten der Offenheitsskala assoziiert:

- Fantasievoll
- Experimentierfreudig
- Künstlerisch interessiert
- Wissbegierig
- Intellektuell

Personen mit niedrigen Werten auf der Offenheitsskala hingegen ziehen Bekanntes und Bewährtes vor. Sie sind weniger experimentierfreudig und neigen eher zu konventionellem Verhalten und konservativen Einstellungen. Sie neigen dazu Traditionen und Werte zu bewahren (GABAL, 2006).

Studien haben gezeigt, dass diese Persönlichkeitsachsen zu etwa 50% erblich sind (BOUCHARD & MC GUE, 2003). Die übrigen 50% der Persönlichkeit sind durch individuelle Umwelteinflüsse erklärbar (KANDLER et al. 2011).

Eine Abwandlung des NEO FFI Verfahrens wird nun auch genutzt um Hunde in diese Skalen einzuteilen.

Studien haben gezeigt, dass vor allem die Persönlichkeitsachsen von Neurotizismus und Extroversion in Verbindung mit Angststörungen stehen. Hohe Werte bei Neurotizismus sind ein Indikator für eine Gefährdung durch Angststörungen, wohingegen hohe Werte in der Extrovertiertheit als Schutz gegen selbige wirken können (FERGUSSON, 2013, ULIASZEK et al. 2010, LÖCKENHOFF et al. 2011, GRAMSTAD et al. 2013, KOTOV et al. 2010). Weiters fand eine Studie dass ‚Verträglichkeit‘ noch stärker mit Angststörungen zusammenhängt als Neurotizismus. Verträglichkeit spiegelt wieder wie sehr sich Menschen in ihrem Interesse für das Wohlbefinden und die Wünsche und Gefühle anderer Menschen interessieren und zeichnet sich durch Altruismus, soziale Anpassungsfähigkeit und emotionale Unterstützung, sowie Sympathie aus (JOHN & SRIVASTA 1999, SHI et al. 2015)

Persönlichkeit beim Hund

Nun beschäftigt sich seit einiger Zeit auch die Wissenschaft mit dem, was Hundebesitzer schon immer in ihren Hunden sahen: Persönlichkeit. Die Forschung auf diesem Gebiet hatte immer auch praktische Interessen. Es wurde vor allem im Hinblick auf Arbeitshunde, etwa eine frühe Feststellung welche Hunde als Blindenführhunde geeignet sein würden, aber auch um herauszufinden ob der Welpen den man sich ins Haus holt zum eigenen Lebensstil, bzw. auch der eigenen Persönlichkeit passen würde geforscht.

Eine der einfacheren Methoden zur Einteilung von Tieren nach Persönlichkeit ist die Bestimmung des ‚Tapfer – Scheu‘ oder ‚Proaktiv – Reaktiv‘ Gradienten durch verschiedene Verhaltenstests. Dieser wurde schon mit Küken, Fischen und anderen Wirbeltieren durchgeführt und die Einteilung wird anhand des Verhaltens in verschiedenen Situationen wie z.B.: dem Novel Situation Test untersucht.

Beim Novel Situation Test wird ein Tier in eine unbekannte Umgebung gebracht und dann festgehalten, wie lange es dauert bis es sich überhaupt bewegt, ob es Unterschlupf sucht und wann es mit der Erkundung des Terrains beginnt bzw. wie viel Zeit es mit der Erkundung zubringt.

Tapfere, beziehungsweise Proaktive Individuen erkunden ihre Umwelt schneller, jedoch oberflächlicher, während ihre eher scheuen Artgenossen sich länger verstecken bzw. regungslos verharren.

Auch eine ähnliche Einteilung in Persönlichkeitsachsen, wie sie beim Menschen gemacht wird wurde von verschiedenen Autoren versucht. Modelle mit drei (SVARTBERG et al., 2005; SVARTBERG & FORKMAN, 2002), fünf (LEY, et al., 2008) oder sogar elf Dimensionen, wie beispielsweise das Canine Behavioural Assesment and Research Questionnaire (C-BARQ) wurden verwendet um Persönlichkeit bei Hunden zu messen (HSU & SERPELL, 2003).

Jones und Gosling (JONES & GOSLING, 2005) schließlich brachten die Erkenntnisse der vorherigen Studien zur Synthese und erstellten daraus ein sieben-dimensionales Persönlichkeitsmodell welches

- Reaktivität
- Ängstlichkeit

- Aktivität
- Verträglichkeit
- Aufmerksamkeit im Training
- Unterwürfigkeit und
- Aggression

Einschließt. Außerdem beinhaltet es eine Klassifikation als ‚keine‘ beziehungsweise ‚andere‘ welche Eigenschaften einschließt die nicht als Persönlichkeit gelten. Dieses Modell ist auf alle Hundepopulationen anwendbar und verfolgt, wie alle diese Modelle das Ziel, die große Variabilität von Verhaltensbeschreibungen in breitere, besser verwendbare und übersichtlichere Sets zu schließen und gleichzeitig möglichst viele Persönlichkeitsunterschiede von Hunden zu erklären(JONES & GOSLING, 2005). Da es so viele Modelle gibt, wird in den meisten Studien unter Methoden, oder aber schon in der Einleitung angegeben, welches Modell verwendet wurde sodass keine Verwirrung aufkommt und eine bessere Nachvollziehbarkeit gegeben ist.

Die Persönlichkeiten von Hund und Halter wirken sich auf die Interaktionen zwischen ihnen aus. So fand eine Studie die den Zusammenhang von Einstellungen dem Hund gegenüber, Persönlichkeit des Besitzers und Kortisollevels von Mensch und Hund während eines Fun-Agility Parcours untersuchte verschiedene Effekte. Weibliche Hundebesitzer sprachen mehr mit ihren Hunden, um den Parcours zu bewältigen, wohingegen Männer häufiger mit der Leine dirigierten oder physisch festhielten. Neurotische Besitzer sprachen ebenfalls mehr mit ihren Hunden und gaben an, eine starke Beziehung zu ihren Hunden zu haben. Besitzer mit hohen extraversionswerten nutzten die Leine ebenfalls weniger. Der Einfluss der Einstellung zum Hund zeigte sich dahingehend, dass Hunde mit Besitzern, die sie als Kind anstatt als Partner bzw. Social Supporter betrachteten, schlechter abschnitten. Weiters zeigte sich, dass Männer im Parcours höhere Kortisol Anstiege verzeichneten, was auf höheren Konkurrenzdruck zurückzuführen sein könnte. Die menschlichen Partners in erfolgreichen Teams lobten ihre Hunde mehr und hielten sie weniger fest (ALIABADI I. 2010).

Ein weiterer Punkt für den erfolgreichen Umgang mit Stress ist sowohl für Mensch, als auch Hund, die Möglichkeit soziale Unterstützung zu nutzen. Diese wiederum

hängt direkt mit der Bindungsfähigkeit und der in diesem Zusammenhang ausgeschütteten Menge an Oxytozin zusammen.

Die Krux mit der Dominanz

Immer wieder stößt man im Bezug auf Hunde auf das Wörtchen Dominanz.

Auch in der Wissenschaft wird der Begriff Dominanz zum Teil hitzig diskutiert und die Definitionen sind alles andere als einheitlich (WILSON, 1975, BAENNINGER 1981, MORSE; 1974). Einige der Definitionen jedoch schließen ein, dass Dominanz die Fähigkeit eines Individuums ist regelmäßig Ressourcen in kompetitiven Situationen für sich sichern zu können (CLUTTON-BROCK & HARVEY, 1976)

In der Forschung wurde Dominanz bei Hunden immer wieder vor allem in Zusammenhang mit Aggression gebracht (SCOTT & VOITH, 1986, CAMERON, 1997).

Im Hundetrainingskontext wird dies ebenfalls immer noch verbreitet und Dominanz als Grundlage für verschiedene Verhaltensprobleme gesehen. Leider verbreitete sich die Ansicht, dass Wolfsrudel aus Individuen bestehen, welche ständig um eine bessere Position in der Gruppe wettstreiten (MECH, 1966). Zum einen ist Dominanz stark kontextbezogen (SHEPHERD, 2002) und daher keine konstante sondern je nach der Ressource um die es geht unterschiedlich verteilt (BRADSHAW et al., 2009). So kann der eine Hund den Vortritt beim Fressen haben, während der andere bei Jagdausflügen den Ton angibt und wieder einem anderen die bequeme Couch ‚gehört‘.

Eine Dominanz- Beziehung beinhaltet zumindest zwei Individuen (FOX, 1972) in Kommunikation. Es muss also zu einem Ausdruck von Dominanz auch einen Ausdruck von – und dies ist hier besonders wichtig- freiwilliger Unterwerfung geben. Diese Kommunikationen laufen sehr fein ab und nur äußerst selten wird hier körperliche Gewalt gezeigt. Dominanz entsteht also nur sehr selten durch offene Aggression (SCHENKEL, 1967).

Wird Dominanz mit einem gewissen Führungsanspruch gleichgesetzt wird, wie dies in der Hunde Szene durchaus üblich ist, so muss man nur an den eigenen Chef oder

die Kollegen denken um sich klar zu machen, wem man Respekt zollt. Setzt sich der Vorgesetzte nur durch Lautstärke und seine artifizielle, höhere Stellung' durch, so ist der Respekt der Mitarbeiter schnell verloren, die Motivation im Keller und bei den meisten Mitarbeitern stellen sich schnell Gefühle der Frustration und Rebellion ein, wie auch immer diese ausgelebt werden. Andererseits kann ein eigentlich gleichgestellter Kollege, welcher in seinem Fachgebiet kompetent ist und in schwierigen Situationen Ruhe bewahrt, innerhalb einer Firma eine Führungsposition einnehmen ohne jemals offiziell dafür eingesetzt worden zu sein oder irgendwo seinen Status ‚verteidigt‘ zu haben.

Bei Menschen wird Dominanz als eine Eigenschaft charismatischer Führungspersönlichkeiten gesehen. Laut House und Howell (1992) haben Individuen die hohe Werte in Dominanz haben nicht etwa autoritär, sondern übernehmen in sozialen Settings die Initiative, stellen Menschen einander vor und stimulieren soziale Interaktionen durch das Aufrechterhalten der Konversation (HOUSE & HOWELL, 1992).

Wir sollten uns daher mehr an diesem positiven Beispiel und am Beispiel des früher ‚Alphas‘ genannten Pärchens orientieren, welches ein natürliches Wolfsrudel anführt. Diese sind deshalb in vielen Dingen die führenden Individuen, weil sie sich durch Lebenserfahrung Kompetenz angeeignet haben, welche den Jungtieren, ihren Nachkommen, fehlt. Sie haben Erfahrung darin Ressourcen zu beschaffen und Gefahren auszuweichen. Sie sind eine Stütze in für die Jungtiere bedrohlich wirkenden Situationen und erhalten dadurch Respekt (MECH, 1999, MECH).

Die Elterntiere haben ein großes Interesse daran ihren Nachkommen einen guten Start ins Leben zu ermöglichen, für ihre Sicherheit und Gesundheit zu sorgen, denn schließlich sind diese Jungtiere Träger ihrer Gene und eine wertvolle Verstärkung für das Rudel(CAMPBELL & REECE, 2003).

Zumeist sind sie mit dem Nachwuchs- auch mit dem ausgewachsenen- sehr nachsichtig und fressen beispielsweise keinesfalls immer zuerst. Auch das ‚Recht des Stärkeren‘ gilt hier nicht, denn jeder im Rudel verteidigt beispielsweise Futter im Umkreis seiner Schnauze gegen Konkurrenten unabhängig vom Rang. (MECH, 1999).

Zusätzlich gibt es Hinweise darauf, dass Tiere in diesen führenden Rollen einen erhöhten Stresspegel haben. Dies ist ungesund, da langfristiger Stress zu Kortisolausschüttung mit all ihren langfristigen, negativen Auswirkungen führen kann und letztlich die Überlebensfähigkeit des betroffenen Individuums herabsetzt. Eine Führungsposition ist daher nicht unbedingt etwas Erstrebenswertes (KOTRSCHAL, 2012).

Es ist daher unwahrscheinlich, dass Hunde nach dem ‚Alpha‘ Status streben. Leider geschieht es jedoch in unserer Gesellschaft sicherlich häufig, dass Besitzer ihren Hunden keine konsequenten und nachvollziehbaren ‚Eltern‘ sind und sie sich daher genötigt fühlen diese Rolle um Schutz ihrer Familie einzunehmen. Da sie jedoch in einer menschlichen, artifiziellen Umgebung leben die nun mal Regeln folgt die ein Hund nicht kennt ist er in dieser Rolle hoffnungslos überfordert. Dies führt zu Verunsicherung und dies kann wiederum in defensive Aggression führen. Zusammen mit verschiedenen Lernprogrammen kann dies ein Rezept für Desaster sein und der Grund für das Verhalten einiger verhaltensauffällige Hunde die aggressiv auf Menschen, Gegenstände oder andere Hunde reagieren.

Bindung

Bindung beim Menschen

Bindung im biologischen beziehungsweise psychologischen Sinn erfüllt mehrere wichtige Funktionen und ist immer mit dem ‚Gegenpol‘, dem Führsorgeverhalten verbunden. Diese beiden Begriffe lassen wohl schon darauf schließen, dass dieses Verhaltenssystem im Zusammenhang mit der Jungenaufzucht entstanden sind. ‚Bindung‘ ist definiert als das Aufrechterhalten der Nähe zu einer Führsorgeperson und dazugehörigem Führsorgeverhalten dieser Person. Verhaltensweisen wie hinterherlaufen, Augenkontakt aufnehmen oder Hände ausstrecken, welche die Intention haben Nähe zu vergrößern gehören zum Spektrum des Bindungsverhaltens. Im Gegenzug gehören Verhaltensweisen wie Reaktion auf Augenkontakt, Hochnehmen und ähnliches zum Führsorgeverhalten. In der Nähe der Mutter oder generell Eltern zu bleiben hatte offensichtlich im Laufe der Evolution vorteilhafte Auswirkungen auf die Überlebens- und Fortpflanzungserfolg jener Brutpflegenden Spezies die diese Systeme aufweisen (BOWLBY, 1969/1982).

Die Gehirne dieser Tiere schütten, wie auch unsere einen Cocktail von belohnenden und beruhigenden Hormonen aus, wenn diese Verhaltensweisen gezeigt werden. Das wohl bekannteste und vorwiegend mit Bindung/Führsorge verbundene Hormon ist Oxytocin. Dieses findet man bei sehr vielen Säugern, jedoch gibt es eng verwandte Hormone mit ähnlicher Wirkung auch bei Vögeln und sogar Fischen. Brutpflege und echte Bindung sind demzufolge keineswegs nur eine Domäne des Menschen (JULIUS et al. 2012).

Geprägt haben den Begriff Bindung vor allem der britische Kinderpsychiater John Bowlby und die aus den USA stammende Mary Ainsworth. Bowlby war es auch, welcher die ersten, empirischen Untersuchungen zu den Auswirkungen einer suboptimalen Bindung durchführte und herausfand, dass sich die frühen Bindungserlebnisse im späteren Leben auswirken und das Auftreten psychischer Störungen begünstigen kann (BOWLBY, 1940; BOWLBY, 1944).

Im Falle der Mutter- Kind Bindung ist das Verhalten asymmetrisch. Es ist keine Bindung zwischen Gleichgestellten sondern eine Bindung des Kindes an eine Person die als kompetenter im Umgang mit der Umwelt gesehen wird (CASSIDY, 2008).

Bindung versus Exploration

Das Bindungsverhalten und Explorationsverhalten des Kindes stehen in Konkurrenz. Zusätzlich spielt auch das Führsorgeverhalten der Mutter eine Rolle.

Als Explorationsverhalten wird all jenes Verhalten bezeichnet, welches dem Erkunden und Kennenlernen der Umwelt durch das Kind dient. Es bietet einen Überlebensvorteil durch die Informationen, die es über seine Umwelt gewinnt. Das Dilemma in dem Eltern und Kind hier stecken ist schnell ersichtlich, wenn man sich klar macht, dass diese Umwelt für das Kind potentiell gefährdend ist. So arbeitet das Führsorgeverhalten der Mutter um das Kind in Sicherheit zu halten, das Explorationssystem arbeitet um Wissen anzuhäufen und das Bindungsverhalten wiederum arbeitet ebenfalls um die Nähe zur Bezugsperson aufrecht zu

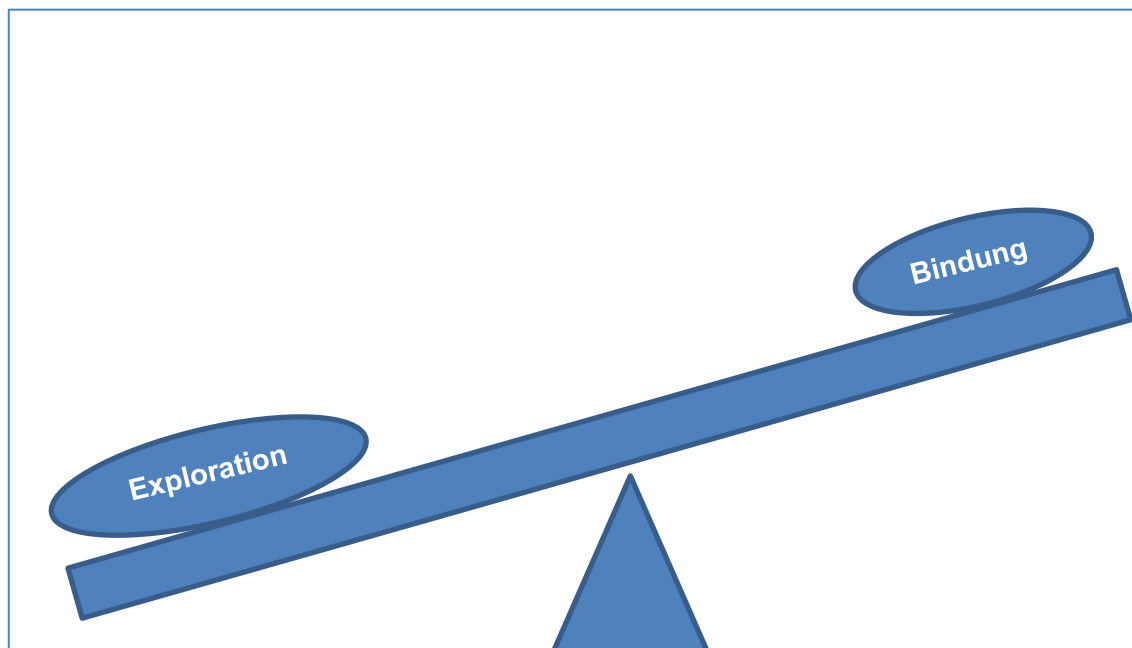


Abbildung 2: Bindungsverhalten und Explorationsverhalten arbeiten abwechselnd, je nachdem welche Situation vorliegt.

erhalten (BOWLBY 1969/1982, CASSIDY, 2008). Wie gut sich Explorationsverhalten, Bindungsverhalten und Führsorgeverhalten die Waage halten ist also entscheidend für die Entwicklung und das Überleben des Kindes (AINSWORTH, 1972) und hängt vom Bindungstyp ab. Bei einer sicheren Bindung wirkt der sogenannte ‚secure base‘ oder ‚sichere Basis‘ Effekt. Durch die Anwesenheit der Mutter, welche als sichere Bezugsperson empfunden wird, kann sich das Kind dem Spiel/der Exploration hingeben in dem Wissen, dass diese da sein wird, sollte etwas Unvorhergesehenes passieren. Dies gibt dem Kind Mut sein Explorationsverhalten auszuleben und somit die Möglichkeit vieles selbstständig zu erkunden und erfahren (AINSWORTH, 1963,

BOWLBY 1973). Hierbei wird häufig vom Kind Rückversicherung in Form eines Blickkontaktaufbaus eingeholt. Die Mutter muss auf der anderen Seite dazu in der Lage sein darauf zu vertrauen, dass dem Kind dies zuzutrauen ist und das Führsorgeverhalten daher im Moment nicht angebracht wäre. Tritt nun eine bedrohliche Situation auf- oder eine Situation die vom Kind als bedrohlich wahrgenommen wird so wird das Bindungssystem aktiviert und das Kind sucht die Nähe seiner Mutter auf. Durch die körperliche Nähe wie zum Beispiel hochnehmen, umarmen, streicheln wird der Stress den das Kind empfindet wieder heruntergeregelt sodass erneut explorierendes Verhalten gezeigt werden kann(JULIUS et al. 2012).

Ein großer Vertrauensbruch, welcher der Bindung des Kindes in diesem Falle Schaden zufügen könnte, wäre wenn die Mutter einfach den Platz verlässt ohne vorher das Kind darauf aufmerksam zu machen, dass sie geht. Die Lernerfahrung die hierbei gemacht wird, ist dass die Bezugsperson jederzeit verschwinden könnte, also nicht verlässlich ist und daher vom Kind jederzeit im Auge behalten werden muss. Dies verhindert genügende Exploration und ist somit für die Kindesentwicklung nicht förderlich.

Inner working Models (innere Arbeitsmodelle)

Im Laufe des Lebens bilden sich durch die individuellen Unterschiede in der Beziehung von Kind und Eltern und den Bindungserfahrungen die das Kind in dieser Zeit macht relativ stabile Repräsentationen, sogenannte ‚inner working models‘ oder ‚innere Arbeitsmodelle‘, welche die Erwartungshaltung die wir an andere Menschen haben widerspiegeln (BOWLBY, 1969/1982). Im Grunde dienen sie dazu, das Verhalten von Bindungspersonen vorherzusagen und zu interpretieren(BRETHERTON, 2002). So wird ein sicher gebundenes Kind an andere Menschen eher die Erwartung haben, dass diese da sind wenn man sie braucht, als ein unsicher gebundenes Kind.

Bindungstypen- Bindungsschemata

Sichere Bindung

Eine sogenannte sichere Bindung ist das Optimum und der ‚von der Natur vorgesehene‘ Idealfall. Die Bezugsperson ist verlässlich und empathisch für das Kind da, wenn es erforderlich ist, ohne andererseits eine ‚Helikoptermutter‘ zu sein. Das Kind kann optimal explorieren, Erfahrungen machen und Selbstbewusstsein aufbauen in dem Vertrauen, dass die Bezugsperson im Notfall da sein wird. Die Bezugspersonen zeichnen sich hierbei durch prompte Interpretation und feinfühlig, angemessene Reaktion auf die Bedürfnisse des Kindes aus (SCHACTER et al, 2009, BRISCH, 1999). Sicher gebundene Individuen haben im Normalfall positive Ansichten und Einstellungen zu sich selbst und anderen (HAZAN & SHAVER, 1987).

Unsichere Bindung

Hier unterscheidet man zwischen zwei verschiedenen Typen:

Unsicher vermeidend:

Dem Kind hat die Erfahrung gemacht, dass die Bindungsperson nicht zuverlässig verfügbar ist. Sie stoßen mit ihren Wünschen nach Unterstützung und Nähe auf Ablehnung und entwickeln daher das innere Arbeitsmodell dass ihnen diese Nähe/Aufmerksamkeit nicht zusteht. Um Zurückweisung zu vermeiden, vermeiden sie schließlich Beziehung. Meist sind dies jene Kinder, die sehr selbstständig wirken (HAZAN & SHAVER 1987).

Unsicher ambivalent:

Bei der unsicher-ambivalenten Form handelt es sich um eine ängstliche, widerstrebende Bindungsform. Das Kind hat erlebt, dass die Bindungsperson einmal feinfühlig, dann jedoch in der nächsten Situation abweisend auf das Bindungsverhalten reagiert und daher für das Kind nicht zuverlässig und nachvollziehbar ist. Dadurch ist das Bindungssystem des Kindes dauernd aktiv und der Stresslevel relativ hoch. Die Kinder haben keine Zeit zu explorieren weil sie ständig beschäftigt sind herauszufinden in welcher Stimmung ihre Bezugsperson gerade ist (AINSWORTH et al. 1978; JULIUS et al. 2012). Unsicher ambivalent gebundene Individuen vertrauen ihren Mitmenschen weniger. Sie machen sich

häufiger Sorgen und sind emotional. Sie haben weniger positive Einstellungen zu sich selbst und anderen (HAZAN & SHAVER, 1987).

Desorganierte Bindungstypen

Unter desorganisierten Bindungstypen wird alles zusammengefasst, was sich nicht klassifizieren lässt. Diese Bindungstypen sind nicht funktionell (MAIN et al. 1986). Kinder die diesem Bindungstyp zugeordnet sind zeigen häufig unerwartete Verhaltensweisen oder Verhaltensweisen die nicht zum Kontext gehören wie beispielsweise Stereotypen. Sie erschrecken häufig, wenn eine Bezugsperson nach kurzer Abwesenheit wiederkehrt und zeigen Mischungen aus verschiedenen Strategien wie vermeidendes und widerstrebendes Verhalten. Manche erscheinen ängstlich oder wie gelähmt in einer fremden Situation. Diese Art von Bindung kommt vorwiegend dann zustande, wenn die Eltern gleichzeitig eine Quelle von Angst für das Kind darstellen. Es muss sich binden, jedoch ist der Mensch der Schutz bieten soll gleichzeitig auch jener Mensch, der eine Bedrohung darstellt. Durch diese ausweglose Situation entsteht eine dysfunktionale Bindung (SOLOMON & GEORGE 1999, JULIUS et al 2012).

Eine andere Ursache sind Traumata der Bezugspersonen. Durch die Angst die die Bezugsperson zeigt wird die Welt für das Kind ein gefährlicher, erschreckender Ort und die Bindungsperson kann nicht angemessen auf das Bindungsverhalten des Kindes eingehen (SUESS. et al. 2001; DORNES, 1997).

Strange Situation Test

Welcher Bindungstyp vorliegt wird bei Menschen, genauer gesagt Kleinkindern über den Ainsworth Strange Situation Test festgestellt. Dieser wurde 1969 von Mary Ainsworth und ihren Kollegen entwickelt und läuft in mehreren Phasen ab, wobei von Experten das Verhalten von Mutter und Kind beobachtet und bewertet wird. Kinder im Alter von 11 bis 18 Monaten werden in einer annähernd natürlichen Situation mit einem ihnen unbekanntem Raum getestet.

Für die Analyse wesentlich ist die zwischenzeitliche Abwesenheit, sowie Wiederkehr der Mutter und das Verhalten, welches die Kinder beim Bewältigen des Trennungsstress sowie beim Auflösen der Situation durch das Wiederkehren der

Mutter zeigen (DORNES, 1997; AINSWORTH & BELL 1970). Heutzutage können Kinder bis zum Alter von 5 Jahren den Test absolvieren.

Ablauf: (AINSWORTH & BELL 1970)

Das Zimmer in dem der Test stattfindet ist häufig zur Erleichterung der Entfernungsmessung in schwarz-weiße Quadrate eingeteilt. Die Beobachtungen finden durch einen semipermeablen Spiegel, Videoaufzeichnungen oder beides statt und der Beobachtende kann von den am Test Teilnehmenden nicht gesehen werden. Außer der Mutter und ihrem Kind gibt es immer noch eine für die beiden fremde Person die dem Test beiwohnt.

Zuerst setzt die Mutter ihr Kleinkind beim Spielzeug ab und setzt sich dann nach einer halben Minute auf einen Stuhl um eine Zeitschrift zu lesen.

Nach etwa 2 Minuten wird die Mutter durch ein Klopfsignal angewiesen, ihr Kind zum Spielen zu animieren (falls es noch nicht spielt und eine fremde Frau betritt den Raum um sich für eine Minute schweigend auf einen Stuhl zu setzen. Danach folgt eine Kontaktaufnahme zur Mutter und schließlich ein dreiminütiger Kontakt zum Kind.

Schließlich verlässt die Mutter den Raum, sollte das Kind weinen beschäftigt sich die Fremde mit ihm, ansonsten bleibt sie auf dem Stuhl sitzen. Die Mutter spricht vor der Tür und tritt dann ein, nimmt ihr Kind hoch und begrüßt es.

Erneut setzt sie sich mit dem Kind zum Spielzeug und animiert es zum Spielen. Danach verlässt die fremde Frau den Raum. Nach weiteren drei Minuten verlässt die Mutter erneut den Raum und das Kind ist für 3 Minuten alleine. Die Fremde spricht vor der Tür, betritt den Raum und passt ihr Verhalten an das des Kindes an (trösten, spielen). Hernach öffnet die Mutter die Türe, bleibt kurz stehen, nimmt ihr Kind hoch und die Fremde verlässt den Raum.

Charakteristische Verhaltensweisen der Bindungstypen während des Tests (RESCH et al. 1999)

Sichere Bindung:

Diese Kinder haben die Erfahrung gemacht, dass ihre Bezugsperson verlässlich und einfühlsam reagiert und können daher ihr Verhalten bei Trennung/Wiederkehr erfolgreich regulieren. Sie sind irritiert und weinen zum Teil, wenn die Mutter den

Raum verlässt, lassen sich jedoch trösten. Kehrt die Mutter zurück so sucht das Kind ihre Nähe, begrüßt sie freudig und lässt sich gerne hochheben. Es ist schnell wieder beruhigt (SCHACTER et al. 2009).

Unsicher vermeidend:

Diese Kinder zeigen sich oft sehr unabhängig von ihrer Bezugsperson und kompensieren ihren Stress, indem sie sich mit dem Spielzeug beschäftigen. Bei der Trennung wirken sie unbeeindruckt und spielen weiter- oft alleine. Wenn die Bezugsperson zurückkehrt zeigen sie kein Begrüßungsverhalten sondern ignorieren die Bezugsperson (AINSWORTH & BELL, 1970).

Unsicher ambivalent

Diese Kinder zeigen sich zwar anhänglich, jedoch auch abweisend der Bezugsperson gegenüber. Verlässt die Mutter den Raum sind sie ängstlich, stark verunsichert und versuchen zumeist ihr zu folgen. Dabei laufen sie zur Tür, durch die die Bezugsperson den Raum verlassen hat und schlagen zum Teil gegen diese. Sie lassen sich durch die fremde, freundliche Person nicht trösten. Kehrt die Mutter zurück klammern die Kinder, sind jedoch kaum zu beruhigen und zeigen aggressives Verhalten der Mutter gegenüber (AINSWORTH et al. 1978).

Auswirkungen der Bindungserfahrungen

Die frühen Bindungserfahrungen und die Inner Working Models, die man daraus bildet wirken sich auf das zukünftige Leben eines jeden Individuums aus. Sie tragen zu unserer Persönlichkeitsentwicklung und Einstellung zu anderen Menschen bei, da sie auf andere Beziehungen, wie beispielsweise Partnerschaften, aber auch Autoritätspersonen wie Lehrern, übertragen werden (HAZAN & SHAVER, 1987). Des Weiteren legen sie einen Grundstein für unsere Fähigkeit mit Stress umzugehen und die Möglichkeit, ‚social support‘ zu nutzen. Social Support- oder soziale Unterstützung- ist für soziale Lebewesen ein wichtiger Bestandteil des Umgangs mit Stress und geht mit besserer physischer und psychischer Gesundheit einher (JULIUS et al. 2012, GUNNAR et al.1996). Geteiltes Leid ist halbes Leid und Trost von der richtigen Person lässt das Leben gleich wieder bewältigbarer erscheinen sofern man diese Quelle der Stressbefreiung nutzen kann.

In einer Studie mit Kleinkindern zeigte sich, dass ängstliche Kinder, welche unsicher gebunden waren bei einer ärztlichen Untersuchung höhere Kortisolwerte hatten als sicher gebundene Kinder. Die Sicherheit der Bindung wirkt sich also auf die Stressbewältigung aus (GUNNAR et al. 1996).

Sicher gebundene Kinder zeigen sich ihren Eltern gegenüber kooperativer und liebevoller als Kinder mit anderen Bindungstypen (STAYTON et al. 1971, LONDERVILLE & MAIN, 1981). Des Weiteren sind sie selbstbewusster, einfühlsamer und sind besser in der Lage, neue Bekanntschaften sowie Freundschaften zu schließen, als unsicher gebundene (ARENDE et al. 1979, ELICKER et al. 1992, JACOBSON & WILLE, 1986, YOUNGBLADE & BELSKY, 1992).

Unsicher gebundene Kinder zeigen häufiger Wut ihrer Mutter gegenüber, werden auch körperlich gewalttätig gegen sie und nutzen sie nicht als Quelle der Unterstützung bei schwierigen Aufgaben (MATAS et al. 1978, LONDERVILLE & MAIN, 1981, MALEKPOUR, 2007).

Social Support

Soziale Unterstützung wurde auf verschiedene Arten definiert (CHRONISTER et al. 2006, SEEMAN & SYME, 1987). Er lässt sich jedoch grundlegend als die Erfahrung oder das Gefühl in einem sozialen Netzwerk eingebettet zu sein, geliebt und wertgeschätzt zu werden beschreiben (WILLS, 1991). Wie hier schon angedeutet hat schon alleine das Gefühl, soziale Unterstützung erhalten zu können, auch ohne wirklichen interpersonellen Kontakt eine positive Auswirkung auf das Individuum (FRIEDMAN & COHEN SILVER, 2007). Soziale Unterstützung wirkt sich positiv auf die mentale und körperliche Gesundheit aus. Zwei Modelle werden vorwiegend damit in Zusammenhang gebracht (COHEN & WILLS; 1985):

1. Die ‚buffering hypothesis‘ oder Pufferhypothese, welche besagt, dass soziale Unterstützung größtenteils in stressigen Zeiten zum Tragen kommt.
2. Die ‚direct effects hypothesis‘ oder Direkter Effekt Hypothese, welche besagt, dass soziale Unterstützung generell, also sowohl in ruhigen, als auch in stressigen Zeiten positiv wirkt.

Wie gut man diese Art von Support nutzen kann, hängt wiederum von den frühen Bindungserfahrungen ab, die man gemacht hat. So fällt es Individuen mit unsicheren oder desorganisierten Bindungsschematas schwerer effektive soziale Unterstützung zu erhalten (MAUNDER & HUNTER, 2001). Es ist auch möglich, soziale Unterstützung von einem Hund zu erhalten (BEETZ et al. 2012, FRIEDMAN & THOMAS, 1995). Zum Teil werden Hunde sogar als die besseren sozialen Unterstützer angegeben (ALLEN et al. 2002).

Besonderheiten Mensch Hund Bindung



Abbildung 3: vertrautes Kontaktliegen genießen in diesem Fall beide Parteien.

Genau hierauf baut nun die Bindung zwischen Hund und Mensch auf. Durch die ähnlichen Gehirnstrukturen, sogar ähnliche soziale Strukturen, ist es möglich eine echte Bindung zwischen verschiedenen Spezies aufzubauen, so sind sich Experten nun sicher (KURDEK, 2008; KURDEK, 2009, BECK & MADRESH, 2008; RYNEARSON, 1978; CRAWFORD et al. 2006).

Domestizierte Tiere sind nicht nur zahme Wildtiere sondern unterscheiden sich von ihren wilden Ahnen in einigen wichtigen Punkten. Sie unterscheiden sich auch genetisch, im Sinne von Allel Frequenzen, die sich im Zuge der Anpassung an ein Leben mit Menschen und ihrer Umwelt veränderten. Hierbei ist nicht immer eine solch restriktive Zucht notwendig, wie sie heute häufig betrieben wird. Wie schon erwähnt reicht häufig die Selektion auf ein bestimmtes Merkmal, wie zum Beispiel die

Zahmheit, um viele andere körperliche Änderungen der Tiere nach sich zu ziehen. Als Antwort auf die veränderte, nun weniger aufwendige Lebensweise kommt es im Laufe der Domestikation zu einer Reduktion energieaufwendiger Gewebe wobei das Gehirn als besonders energieaufwendiges Organ nicht ausgenommen ist. Die meisten Heimtiere weisen im Vergleich zu ihren wilden Verwandten beispielsweise ein um dreißig Prozent kleineres Vorderhirn. Zusätzlich entwickeln sie eine energieeffizientere Verdauung und sind zumeist kleiner als ihre wilden Verwandten. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Veränderung ihrer Reaktivität, also Ängstlichkeit und die Entkoppelung der Fortpflanzung von den jahreszeitlichen Bedingungen. So wird der Haushund häufig zweimal pro Jahr läufig, wohingegen eine Wolfsfähe nur eine Läufigkeit im Jahr durchmacht. Bei den Rüden ist die Veränderung noch gravierender. Männliche Hunde sind das ganze Jahr über bereit eine läufige Hündin zu decken. Ein Wolfsrüde hingegen ist in seiner Sexualität der Wölfin angepasst nur dann voll zeugungsfähig, wenn die Paarungszeit ansteht. Den Rest des Jahres sind die Hoden vergleichsweise klein und die Menge an Testosteron, welche von ihnen produziert wird entsprechend gering. Dieser Umstand ist für die Gesundheit des Wolfsrüden förderlich, denn das Übermaß an männlichen Geschlechtshormonen, Androgenen, führt zu risikobereiterem Verhalten, kurbelt den Stoffwechsel an und kann damit ein früheres Ableben begünstigen. (KOTRSCHAL 2012).

Zudem sehen uns Hunde, im Vergleich zu Wölfen häufiger in die Augen (MIKLOSI et al. 2003) was ihnen im Zusammenleben mit Menschen durchaus einen Vorteil bringt. Die Augenpartie gibt viel über unsere aktuelle Gemütslage, sowie Aufmerksamkeit aus und bietet Hunden dadurch einerseits einen Vorteil im Erkennen von Stimmung, andererseits Informationen darüber ob es gerade etwas interessantes anderswo zu sehen gibt (HARE et al. 2003) oder ob eine Ressource, etwa das Wurstbrot auf dem Tisch gerade bewacht wird oder nicht (CALL et al. 2003). Des Weiteren deuten sie Zeigegeesten erfolgreicher (VIRANYI et al. 2009) und verlassen sich sogar so sehr auf unser Urteil, dass sie einen weniger gefüllten Napf wählen, wenn dies derjenige ist für den sich der Mensch interessiert (PRATO-PREVIDE et al. 2008).

Vergleicht man handaufgezogene Wolfswelpen mit gleichartig aufgezogenen Hundewelpen, so kann man sehen, dass die Hundewelpen sich stark am Menschen orientieren und deren Gesellschaft sogar der ihrer Artgenossen vorziehen. Dem Gegenübergestellt ziehen Wölfe die Gesellschaft ihrer Artgenossen deutlich vor. Es

scheint also, als wären Hunde genetisch auf den Menschen vorgeprägt und selbst verwilderte Hunde gewöhnen sich schnell daran, in menschlicher Gesellschaft zu leben(GÁCSI et al. 2005).

Der Hund ist uns näher als die meisten Kumpan Tiere. Kaum eine Gesellschaft lebt ohne Hunde und selbst in Nationen, in denen er immer noch auf der Speisekarte steht nimmt der Anteil jener Hunde, die als Haustiere gehalten werden zu (KOTRSCHAL, 2012).

Eine wichtige Eigenschaft in der Bindung zum Hund und auch anderen Tieren ist, dass es nach derzeitigem Wissensstand nicht zu einer Übertragung der menschlichen Bindungsmuster und inner working models auf die Beziehung zum Hund kommt. Im Gegensatz zu Menschen verhalten sich Hunde nicht komplementär zum Bindungsmuster ihrer Bindungspartner und verstärken daher die Muster nicht. Dadurch ist es schwieriger eine unsichere oder gar desorganisierte Bindung zu einem Hund aufzubauen. Der Teufelskreis der Übertragung kann dadurch durchbrochen und therapeutischere Ansätze gefunden werden. Es ist also daher einem Menschen, welcher in seinem Leben nicht die besten Bindungserfahrungen gemacht hat und daher ein suboptimales Bindungsschema entwickelt hat möglich, eine sichere Bindung zu einem Hund aufzubauen. Auf dieses Vertrauensverhältnis können wiederum die psychologischen Betreuer aufbauen und einen Zugang finden(JULIUS et al. 2012).

Vermutlich kennen viele Menschen das Gefühl, dass sie sich in der Gegenwart ihres Hundes noch besser in der Lage sehen verschiedene, vor allem stressige Aufgaben zu bewältigen als in Gegenwart guter Freunde oder des Partners. Obwohl diese ebenfalls soziale Unterstützung bieten und in vielen Situationen hilfreich sein mögen, bleibt das Gefühl, dass man sich bloßstellen könnte. Beim Hund hingegen ist der Grundtenor, dass er einen so nimmt und mag wie man ist. Ungekünstelt und mit allen Fehlern(ALLEN et al. 1991, ALLEN et al. 2002). Er wertet nicht und das nimmt vielen Menschen Stress. Körperkontakt zu Tieren ist im Gegensatz zu Menschen kulturell in den meisten Situationen nicht als unangebracht angesehen, was es vor allem für unsicher vermeidende und desorganisiert gebundene Menschen besser möglich macht körperlichen Kontakt aufzunehmen und Stress abzubauen als im Kontakt zu Menschen. Zusätzlich scheint es als übertrüge sich die ruhige Stimmung ruhender, entspannter Tiere auf den Menschen und vermittele ein Gefühl von Sicherheit. Wäre

Gefahr im Verzug würden es die schärferen Sinne eines Tieres schneller wahrnehmen als die des Menschen. Dieses Gefühl der Sicherheit in Verbindung mit der Nähe eines Tieres ist hilfreich zur Entwicklung einer sicheren Bindung (JULIUS et al. 2012).

Nach Ainsworth gibt es vier Kriterien für eine sichere Bindung (CASSIDY & SHAVER, 1999, AINSWORTH 1989, JULIUS et al. 2012):

1. Die Bindungsperson ist eine verlässliche Quelle für Trost und Rückversicherung, ein sicherer Hafen („safe haven“) was Exploration möglich macht
2. Bei emotionalem Stress wird die Bindungsperson aufgesucht um Sicherheit und Nähe zu erhalten
3. Die körperliche Nähe zur Bindungsperson ist mit positiven Emotionen Verbunden
4. Eine Trennung von der Bindungsperson ist mit negativen Gefühlen verbunden (Vermissten, Sehnsucht, Trennungsschmerz)

Die Bindung zwischen Hund und Mensch kann nach diesen Kriterien also mit der zwischen Eltern und ihren Kindern verglichen werden (SERPELL, J. 1996). So suchen Hunde unter Stress beispielsweise die Nähe ihrer Besitzer (SCHOEBERL, I. et al. 2012). Für viele Hunde bedeutet alleine gelassen werden großen Stress (TOPÁL, J. 1998) wie, vor allem berufstätige, Hundebesitzer immer wieder feststellen müssen. Die Gegenwart eines Menschen hingegen kann durch den ‚safe Haven- sicherer Hafen‘ Effekt Stress lindern (GÁCSI, M. et al. 2013) und auch ein ‚secure base- sichere Basis‘ Effekt konnte bei Hunden gezeigt werden (HORN L. et al. 2013). Wie menschliche Kinder explorieren Hunde also mehr, wenn ihre Bindungsperson anwesend ist und nutzen diese als Zuflucht, wenn ihnen etwas nicht geheuer ist.

Laut einer Untersuchung von Kurdek (2008) erzielten Hunde zwar auf der Bindungsskala geringere Werte als Menschen, waren jedoch bei allen Parametern über dem Mittelwert. Zusätzlich fiel bei der Bewertung der ‚Aufrechterhaltung von

Nähe' auf, dass sie ähnliche Werte erzielten wie beispielsweise Väter oder Geschwister. Die Besitzer der Hunde assoziieren positive Gefühle mit ihren Hunden und geben sie als eine verlässliche Quelle für Rückversicherung und Trost an (KURDEK, 2009) und nach dem Tod oder bei längerer Trennung von den eigenen Haustieren treten Verlustgefühle auf wie bei einer menschlichen Bindungsperson. Gerade Kinder wenden sich bei emotionalem Stress gerne an die Haustiere.

Es gibt allerdings auch zwischen Mensch und Tier Beziehungen, die unsichere oder nicht-gebundenen Beziehungen entsprechen. Manche Menschen bilden innere Arbeitsmuster, die am ehesten mit unsicher vermeidenden oder unsicher ambivalenten Bindungsmustern übereinstimmen im Bezug auf Tiere und sogar desorganisierte Züge können auftreten. Menschen für die Tiere ‚nur Tiere‘ sind oder welche ein Arbeitsverhältnis mit Tieren haben zeigen, vor allem unter Stress, unsicher-vermeidende Muster. Hier wird die emotionale Verbindung und die Wichtigkeit der Beziehung zum Tier entwertet um Distanz aufzubauen (JULIUS et al. 2012).

Auch von Seiten der Hunde scheint es, als könnten verschiedene Bindungsmuster aufgebaut werden. Topál et al. (1998) zeigte, dass Hunde bei Wiedervereinigung mit ihren Bindungspartnern sichere/unsichere Bindungsverhaltensweisen wie Krabbelkinder zeigten. Die Verhaltensweisen sind via Oxytocin- System vermittelt. Auch bei Hunden erhöht Körperkontakt wie beispielsweise Streicheln die Oxytocin Konzentration und verringert die Kortisol Produktion.

Die Bindung zwischen Hund und Mensch entwickelt sich erst ab der 14. Lebenswoche so richtig. Zuvor sind die Welpen eher ortsgebunden, was ein Erbe ihrer Vorfahren, der Wölfe ist. Wolfswelpen halten sich ab etwa der 8. Lebenswoche an einem sogenannten Rendezvousplatz auf und sind quasi an diesen gebunden (GANßLOSER & STRODTBECK, 2013).

Testen der Mensch-Hund Bindung

Auch die Bindung zwischen Mensch und Hund muss natürlich für wissenschaftliche Beobachtungen irgendwie messbar gemacht werden. Hierbei werden verschiedene Techniken angewandt. Zum einen werden Fragebögen beziehungsweise Interviews verwendet. Diese unterliegen natürlich einem gewissen Grad der Subjektivität, da die

Beziehung zum Hund nach den Aussagen seines Halters beurteilt wird. Des Weiteren werden Werkzeuge wie der 9 Attachment Profile (9AP) Test, welcher als semi-projektiver Test einige Vorteile den erstgenannten Verfahren gegenüber hat und die Beziehung zwischen Hund und Mensch über die Eigen-/Fremdwahrnehmung und interne Arbeitsmodelle der Erwachsenenbindung bestimmt (SINISCALCHI M. et al. 2013). Zusätzlich wird eine Variation des Ainsworth Strange Situation Test verwendet um Verhalten direkt beobachten zu können (FALLANI et al. 2006). Teilweise werden die Verfahren kombiniert (SINISCALCHI M. et al. 2013) um genauere Ergebnisse zu erzielen.

Der Ablauf des Strange Situation Tests für Hunde (FALLANI et al. 2006):

1. Nur Besitzer und Hund sind im Raum, der Besitzer sitzt ruhig, der Hund kann den Raum erkunden
2. Der Fremde betritt den Raum, sitzt für eine Minute still, unterhält sich eine Minute mit dem Besitzer des Hundes und nähert sich dann dem Hund im Versuch ihn zu einem Spiel aufzufordern (auch eine Minute). Am Ende dieser Einheit verlässt der Besitzer unauffällig den Raum.
3. Der Fremde und der Hund: Der Fremde fährt fort mit dem Hund zu spielen, wenn dieser möchte. Wenn der Hund inaktiv oder gestresst ist versucht der Fremde ihn mit Spiel, Ansprache oder Streicheln abzulenken
4. Der Besitzer kommt zurück. Er betritt den Raum und begrüßt und/oder beruhigt den Hund wie er es gewöhnlich macht, wenn er nach Hause kommt. Der Fremde verlässt den Raum ruhig. Der Besitzer kann nun mit dem Hund spielen bis zum Ende der Einheit. Danach verlässt er den Raum
5. Der Hund ist für drei Minuten alleine und wird vom Besitzer und dem Beobachter via Monitor beobachtet.
6. Der Fremde betritt den Raum und benimmt sich wie in der 3. Einheit.
7. Der Besitzer kehrt zurück und begrüßt den Hund erneut. Der Fremde verlässt den Raum unauffällig.

8. Der Hund wird erneut alleine gelassen und via Monitor beobachtet wie in Einheit 5.

Emotionen

Wie auch Persönlichkeit gehören natürlich auch Emotionen und Empathie zu einer Beziehung. Obwohl alles darauf hinweist dass die ursprünglichen Jäger und Sammler des Pleistozäns Tiere als genauso beseelt und somit leidensfähig und fühlend betrachteten wie sich selbst (MÜLLER, 2003), wurde mit dem Aufkommen der modernen Gesellschaft das Tier als Reiz-Reaktionsmaschine zum gefühllosen Wesen degradiert. Dies führte dazu, dass es in der Wissenschaft lange Zeit verpönt war das Thema auch nur anzuschneiden obwohl sicherlich niemand, der ein Haustier hat ihm Gefühle abschreiben kann (PANKSEPP, 1998). Doch seit relativ kurzer Zeit wird nun auch wieder im Bereich der Emotionen geforscht.

So fand beispielsweise Jaak Panksepp heraus, dass Ratten lachen, wenn man sie kitzelt (PANKSEPP, 2003) und auch bei Hunden gibt es ein ‚Lachen‘ einen kurzen Keuchlaut der beim Spielen ausgestoßen wird und der nicht nur ‚einfach so‘ entsteht, sondern auch einen Effekt der Entspannung beim Gegenüber auslöst (SIMONET et al. 2005).

Die von Panksepp als Kerngefühle bezeichneten, als Basis dienenden Systeme sind:

- Seeking (Suchen)
- Fear (Angst)
- Rage (Wut)
- Lust (Lust)
- Care (Fürsorge)
- Panic (Panik)
- Play (Spiel)

Gute Gefühle die dem Körper mitteilen, dass man auf dem richtigen Weg ist um zu überleben und schlechte Gefühle um einem anzuzeigen, dass man diese oder jene Situation besser meiden sollte (PANKSEPP, 2005). Durch die Ähnlichkeit unserer Gehirne, vor allem auch der limbischen Systeme und der Amygdala kann man darauf schließen, dass Hunde sogar ein recht hoch entwickeltes Gefühlsleben haben. Werden sie im Gegensatz zu einem anderen Hund für dieselbe Aufgabe nicht belohnt, so verweigern sie rasch die Mitarbeit (RANGE et al. 2008). Eine neuere Studie fand sogar heraus, dass Hunde Neid empfinden können (HARRIS & PROUVOST, 2014), ein Gefühl, welches von Wissenschaftlern als komplexer

angesehen wird (GRIFFITH, 2001). Es gibt sogar Wissenschaftler, die meinen Empathie wäre beim Hund möglich, da Hunde die Stimmungslagen ihrer Besitzer übernehmen, Therapiehunde selbst Zeit zum Entspannen und regenerieren benötigen und es einige Berichte dazu gibt, dass Hunde Hilfe holten, als ihre Besitzer in Not gerieten (PAYNE E. et al. 2015).

Emotionen sind mächtige Werkzeuge auch beim Lernen- so kann Stress rationales Denken blockieren und Neuronen im Hippocampus, der Hirnregion die maßgeblich am Erinnern beteiligt ist, zerstören (GAZZANIGA, 1989). Positive Gefühle wiederum können Lernen beschleunigen weil sie motivieren und die Aufmerksamkeit beim Thema halten (PEKRUN, 2014).

Kommunikation

Definition:

Die biologische Definition von Kommunikation beinhaltet einen Austausch von Information zwischen einem Sender und einem Empfänger, welche eine Verhaltensänderung beim Empfänger auslöst. Die gesendete Information ist hierbei kodiert, man denke beispielsweise an verschiedene Sprachen, und der Empfänger muss daher über Werkzeuge verfügen die Nachricht nicht nur zu empfangen, sondern auch korrekt zu decodieren. Kommunikation ist nach dieser Definition unabhängig von Sprache, denn auch chemische und visuelle Signale sind genauso aussagekräftig für viele Spezies wie akustische Signale und häufig werden verschiedene Wege der Kommunikation in einer Spezies genutzt (CAMPBELL & REECE, 2003).

Kommunikation zwischen Mensch und Hund

Kommunikation ist ein Eckpfeiler jeder Beziehung. Vor allem im sozialen Kontext stand Kommunikation unter einem starken Selektionsdruck. Viele Verhaltensweisen, vor allem aus dem agonistischen Kontext wurden durch Selektionsdruck ritualisiert.

Jene Individuen, die fähig waren durch ihre Kommunikation Energieverschwendung sowie Verletzungen in Kämpfen zu vermeiden pflanzten sich erfolgreicher fort und gaben ihre Gene somit an die nachfolgende Generation weiter (GANßLOSER, 2007). Ein schönes Beispiel dafür sind die vielfältigen Beschwichtigungssignale in der hundlichen Kommunikation, welche



erstmalig von Tuurid Rugaas beschrieben wurden (RUGAAS, 2001). Doch Hunde kommunizieren keinesfalls nur körpersprachlich sondern haben auch ein breites

Abbildung 4: Auch ein Blickkontakt kann viel Ausdrücken.

Repertoire an Lautäußerungen zur Verfügung, welches sie untereinander, aber vorwiegend auch in Kommunikation mit Menschen nutzen. Im Gegensatz zum Wolf bellt der Hund häufig, manche Rassen so meint man ständig. Das Bellen ist eine der Eigenschaften, die sich während des Zusammenlebens mit Menschen hypertrophierte, also übermäßig ausgeprägt. Man mutmaßt, dass dies ein Nebeneffekt der Juvenilisierung im Laufe der Domestikation ist da im Allgemeinen Jungtiere häufiger Bellen und auch Belyaevs zahme Füchse mehr bellten als ihre scheuen Vorfahren (COPPINGER & FEINSTEIN, 1965). Zusätzlich jedoch könnte auch unsere mangelnde Aufmerksamkeit bezogen auf die hundliche Körpersprache (BEAVER, 1999) eine Rolle spielen, da frei lebende Hunde weniger Bellen, als Hunde in menschlicher Obhut (MAC DONALD & CARR, 1995). Menschen sind gut in der Lage aus dem Bellverhalten von Hunden Rückschlüsse auf deren Emotionslage beziehungsweise die Situation in der sich die Hunde befinden zu ziehen (PONGRÁZ et al. 2005). Dies unterstützt die Aussage von Yin (2002), nach der Bellen kontextspezifisch und somit kommunikativ verwendet wird. Auch in anderen Dingen hat sich der Hund an menschliches Ausdrucksverhalten angepasst. So sehen uns Hunde bereitwilliger ins Gesicht, die Augen (MIKLOSI et al. 2003), und wenn sie uns ins Gesicht sehen vorwiegend nach links, also auf unsere rechte Gesichtshälfte, wie Menschen es untereinander ebenfalls tun. Bei anderen Hunden tun sie dies nicht (GUO et al. 2009). Hunde die ihren Besitzern zeigen wo Futter versteckt ist, weil sie es nicht selbst erreichen können, wechseln dazu den Blick zwischen dem Versteck und ihrem Besitzer hin und her. Zusätzlich vokalisieren sie häufiger (MIKLOSI et al. 2000).

Da Mensch und Hund, beziehungsweise Wolf in ähnlichen sozialen Umfeldern entstanden sind, teilen sie eine Menge Signale. so ist beispielsweise direktes anstarren, schnelles direktes aufeinander zugehen oder rempeln in beiden Gesellschaften – vor allem zwischen Fremden- unhöflich. Trotz dieser Parallelen werden hundliche Signale häufig auch von den eigenen Besitzern missinterpretiert, was teils schwerwiegende Folgen haben kann (KOTRSCHAL, 2012, RUGAAS, 2001, FEDDERSEN-PETERSEN, 2008). Wir Menschen sollten also einerseits auf eine gute Sozialisierung unserer Hunde achten, denn sie legt den Grundstein für ein gutes Verständnis auch über Artbarrieren hinweg. Andererseits sollten wir uns über hundliche Körpersprache informieren.

Stress

Definition:

Stress ist eine, durch Stressoren hervorgerufene physiologische und psychische Reaktion die zur Bewältigung besonderer Aufgaben befähigt. Stressoren sind alle jene Dinge, die Stress auslösen können (Hitze, Kälte, Lärm, Schmerzen, Befürchtungen, ...)(COHEN et al. 1997), wobei der Begründer der Stressforschung, Hans Selye (1907-1982), mit Stress ursprünglich nur die biologische, unspezifische körperliche Stressantwort bezeichnete. Diese Empfindungen sind zum Teil stark subjektiv ist und zusätzlich auch von der Verfassung abhängt in der sich der jeweilige Mensch oder Hund sich gerade befindet.

Ist man gut gelaunt, der ganze Tag lief bis jetzt super und man hat auch noch ein gutes Prüfungsergebnis oder eine Gehaltserhöhung bekommen so hat man zwar Stress, jedoch positiven (Eustress) und die laute Musik des Nachbarn die potentiell negativen Stress (Disstress) auslösen könnte stört einen womöglich gar nicht.

Ist man jedoch gerade vom Nachtdienst nach Hause gekommen und entsprechend müde und abgespannt so wird man für den musikliebenden Nachbarn weniger Verständnis aufbringen.

Auch unseren Hunden geht es hier nicht anders. Genau wie positive Emotionen und die damit verbundenen Botenstoffe reichern sich eben auch die stressbezogenen Botenstoffe an. An sich ist Stress nichts Negatives. Er gehört zum Leben dazu und war evolutionär gesehen offensichtlich ein wertvoller Unterstützer im Überlebenskampf (SCHOLZ & VON REINHARDT, 2012).

Gerade soziale Situationen zählen zu den stärksten Stressoren, was die HPA(englische Abkürzung der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse) Achse betrifft (MASON, 1968).

Die 2 Stressachsen (Campbell & Reese, 2003)

Körperlich gesehen gibt es zwei Stressachsen. Die „schnelle“, kurzfristige Stressantwort wird über die Nervenbahnen geleitet und sorgt für die Ausschüttung von (vor allem) Adrenalin in der Nebennierenmark. Dies bewirkt eine Vorbereitung auf Flucht oder Kampf:

- Anstieg der Atemfrequenz und des Blutdrucks
- Durchblutungssteigerung der (Skelett)Muskulatur
- Durchblutung des Verdauungstrakts verringert

Die „langsame“, langfristige Stressantwort wird hormonell gesteuert. Im Gehirn wird zuerst vom Hypothalamus Kortikoliberin freigesetzt. Dieses gelangt dann zur Hypophyse, der Hirnanhangsdrüse, welche durch den Erhalt des Kortikoliberins dann ACTH (Adrenokortikotropes Hormon) produziert. Dieses wird in die Blutbahn abgegeben und bewirkt in der Nebennierenrinde die Freisetzung von Glucocorticoiden wie Kortisol und Mineralkorticoiden (Aldosteron).

- Aldosteron sorgt dafür das Wasser im Körper zurückgehalten wird.
- Kortisol ist das Stresshormon welches allerdings die größeren Auswirkungen auf den Körper hat.
- Es fördert Fettabbau in der Leber um daraus Zucker zu gewinnen-> Blutzucker erhöht sich-> Insulinproduktion wird angeregt
- wirkt entzündungshemmend weil es die Immunantwort des Körpers unterdrückt
- Kortisol stört das Kurzzeitgedächtnis
- ist es langfristig vorhanden kommt es zu Erkrankungen wie beispielsweise Diabetes und dem Absterben von Nervenzellen im Gehirn

Gesundheitliche Folgen von Dauerstress sind beispielsweise Magen-Darm Probleme (Magengeschwüre, Durchfälle, Verstopfung...), aber auch Diabetes durch den ständig erhöhten Anteil an Zucker (Glucocortikoide bewirken die Spaltung von Glycogen zu Zucker) im Blut und die dadurch ständige Belastung der Bauchspeicheldrüse. Auch das Herz- Kreislaufsystem ist häufig betroffen, beispielsweise durch chronischen Bluthochdruck und den dadurch entstehenden Gefäßverschleiß. Auf der Verhaltensebene reagieren Individuen unterschiedlich auf Stress(SCHOLZ & VON REINHARDT, 2012)

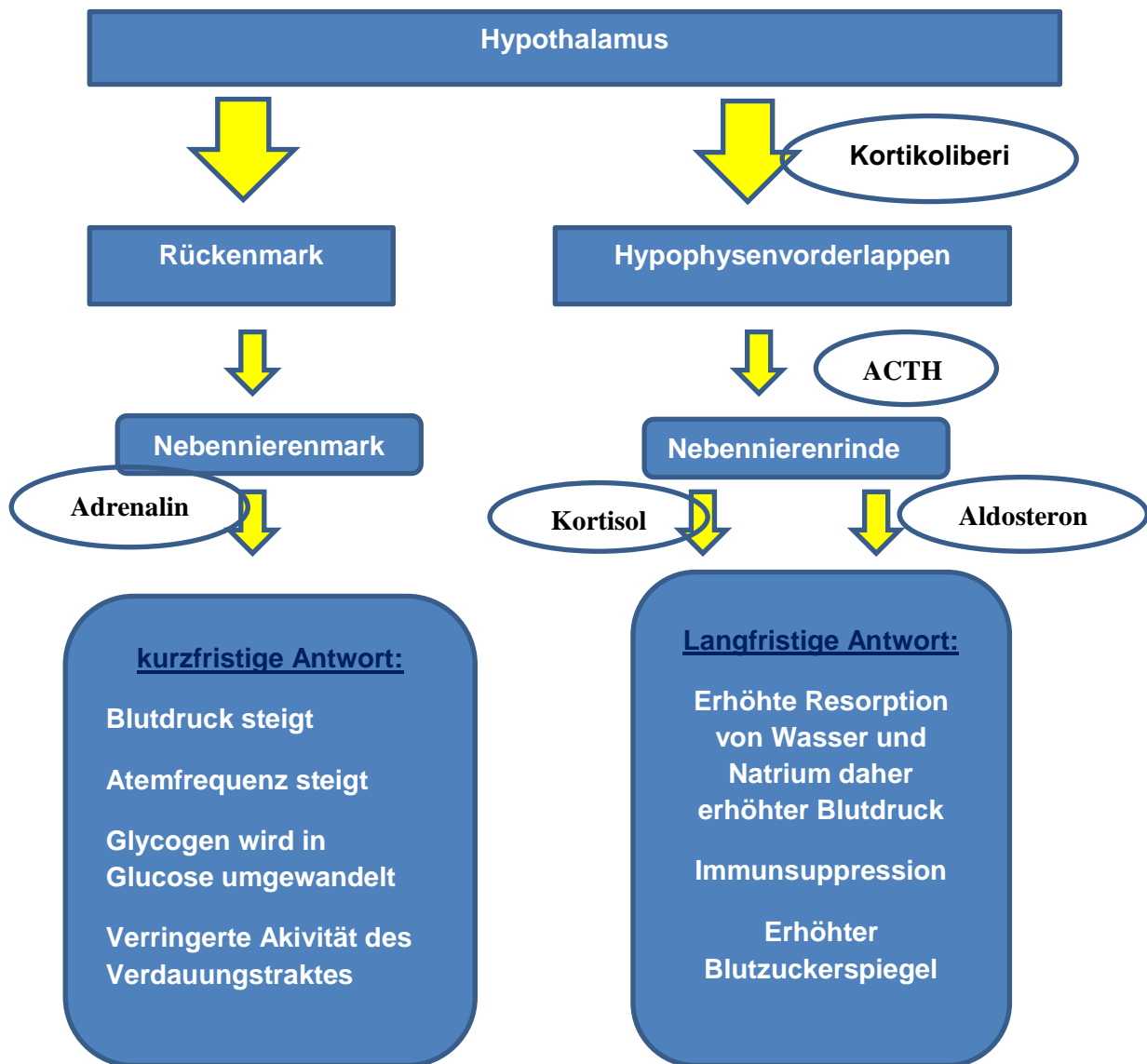


Abbildung 5: Ein vereinfachtes Bild der beiden Stressachsen

Das allgemeine Adaptionssyndrom (nach Hans Selye)

Das AAS ist eine Einteilung der Stressreaktion des Körpers in 3 Phasen:

Alarmreaktion

Die beiden Stressachsen beginnen mit ihrer Arbeit und die Reserven des Körpers werden für eine fight or flight Reaktion mobilisiert(SCHOLZ & VON REINHARDT, 2012).

Widerstandsphase

Da keine Flucht oder Kampfreaktion erfolgt und der Stresslevel aufrecht erhalten wird versucht der Körper ein neues Gleichgewicht zwischen der Belastung und der körperlichen Reaktion darauf herzustellen und Arbeitsfähig zu bleiben (Verdauen etc..) obwohl eine massive Stressreaktion im Gange ist. Bei andauernder Stresseinwirkung allerdings werden Reserven, über die der Organismus nicht unbegrenzt verfügen kann zusehends verbraucht; dieser Zustand kann nicht unbegrenzt aufrechterhalten werden(SCHOLZ & VON REINHARDT, 2012)..

Erschöpfungsreaktion

das System ist überfordert, die Reserven (Substrate, Regulationskapazität) sind aufgebraucht, die Symptome der Alarmreaktion treten wieder auf. Das Immunsystem bricht zusammen, es können Krankheitszeichen entstehen bis hin zu dauerhaften Schädigungen bis hin zum Tod des Organismus(SCHOLZ & VON REINHARDT, 2012).

Oxytocin

Der Name dieses kurzkettigen Peptidhormones kommt aus dem Griechischen und bedeutet so viel wie „schnelle Geburt“. Es wurde so benannt, weil es beim Geburtsprozess entdeckt wurde und hernach sehr rasch genutzt um menschliche Geburten zu beschleunigen, sofern dies notwendig schien (Wehen förderndes Mittel). Oxytocin war das erste künstlich hergestellte Hormon (JULIUS et al. 2012).

Es wird häufig auch als „Bindungs- oder Glückshormon“ bezeichnet da es eine wichtige Rolle bei der Bindung zwischen Mutter und Kind, sowie bei der Paarbindung spielt. Weiters wird es als hauptverdächtiger Verantwortlicher für die positiven, gesundheitsfördernden Effekte von Tieren gesehen (siehe Review von BEETZ et al. 2012).

Oxytocin wird im Hypothalamus produziert und sowohl ins Gehirn, als auch in den Blutkreislauf abgegeben (LANDGRAF & NEUMANN, 2004). Vor allem bei der Geburt, beim Orgasmus und durch warme Berührung wie beispielsweise Streicheln oder Massagen wird Oxytocin freigesetzt. Besonders wichtig ist hier der Haut-Haut Kontakt (UVNÄS-MOBERG, 2003)

Oxytocin bewirkt bei der Geburt die Kontraktion der Gebärmuttermuskulatur, erhöht die Schmerztoleranz und bewirkt die spätere Milchejektion. Es verringert den Blutdruck (PETTERSON et al. 1999), senkt den Kortisolspiegel und fördert die Entstehung von Bindung. Außerdem fördert es Vertrauen, Gesichtererkennung und soziale Kompetenz. Oxytocin verbessert die Wundheilung und Gewichtszunahme, sowie anderer Reparaturvorgänge im Körper. Es verringert Angst und Aggression und vermittelt Gefühle von Ruhe, Sicherheit, Wohlbefinden, Vertrautheit und Zufriedenheit. Durch Wiederholung von Aktivitäten die Oxytocinausschüttung verursachen kommt es schließlich auch zu konditionierten Oxytocinausschüttungen beispielsweise durch das Hören der Stimme, Augenkontakt mit der Bezugsperson oder auch bestimmte Gerüche. Oxytocin verhindert die Freisetzung von Kortisol und ist daher vermutlich indirekt für die geringen Kortisollevel bei sicher gebundenen Menschen verantwortlich (siehe Review von BEETZ et al. 2012).

Auch anderswo im Tierreich findet man ähnliche Hormone und Effekte. So gibt es bei Vögeln beispielsweise ein Peptidhormon mit ähnlicher Wirkung namens Mesotocin (GOODSON et al. 2008) und sogar bei Fischen findet sich ein analoges

Hormon namens Isotocin (O`CONNEL et al. 2012). Das, zusammen mit entsprechenden Hirnregionen (v. a. Limbisches System) weist darauf hin dass Tiere zumindest ähnlich fühlen wie Menschen. Ein Pionier auf dem Gebiet der Emotionsforschung ist hier Jaak Panksepp, dessen Werke man auch online findet(PANKSEPP, 2005).

Streichelt beispielsweise ein Mensch einen Hund, so wird sowohl beim Hund, als auch beim Menschen Oxytocin freigesetzt(HANDLIN et al, 2011).

Gesundheitliche Aspekte der Mensch-Hund Beziehung

Die gesundheitlichen Effekte der Mensch Hund Beziehung oder auch ‚nur‘ Interaktion wurden vor allem im Zusammenhang mit Therapie untersucht. Es zeigten sich vielfältige Effekte, welche vermutlich zu großen Teilen durch die Ausschüttung von Oxytocin zustande kommen (BEETZ et al. 2012). Einige andere positive gesundheitliche Aspekte sind vermutlich auch dem Fakt zuzuschreiben, dass Menschen die Hunde halten sich im Durchschnitt mehr und regelmäßiger in gemäßigttem Tempo bewegen und mehr im Grünen unterwegs sind. Die gemäßigte Bewegung und auch die natürliche Umgebung fördern Entspannung und die gesund Erhaltung des Herz- Kreislaufsystems. Hundehaltung wirkt somit insgesamt als ein schützender Faktor für das Herz- Kreislaufsystem (GIAQUINTO & VALENTINI 2009).

Das Streicheln von Hunden reduziert Kortisol Level, aber auch Puls und Blutdruck besser als menschlicher Kontakt. Diese Effekte sind vor allem in Stresssituationen deutlich messbar (HANDLIN et al. 2011, JENKINS et al. 1986, BEETZ et al. 2011, COLE et al. 2007). Selbst gute Freunde oder der Ehepartner sind scheinbar weniger gut als soziale Unterstützer geeignet als der eigene Hund (ALLEN et al. 2002) und bei Menschen mit Bluthochdruck verbesserten sich die Werte nachdem sie ein Haustier erworben hatten mehr als in der Kontrollgruppe, welche ‚nur‘ die blutdrucksenkenden Medikamente nahm (ALLEN et al. 2001).

Eine der bekanntesten Studien generell zum Thema Gesundheit und Haustierhaltung wurde von Headey und seinen Kollegen durchgeführt. Sie sammelten große Mengen an Daten in repräsentativen Stichproben. In einem Überblick von mehr als 1000 Australischen Haushalten zeigte sich, dass Hunde und Katzenbesitzer seltener zum Arzt gingen und auch seltener Schlafstörungen hatten (seltener Medikamente nahmen, die bei Einschlafproblemen verwendet werden) (HEADEY et al. 1999). In einer weiteren Studie zeigte sich, dass Hundebesitzer besser schliefen als Nicht-Hundebesitzer. Sie fühlten sich fitter und gesünder, hatten weniger Arztbesuche zu verzeichnen und fehlten seltener bei der Arbeit (HEADEY et al. 2008). Auch zeigte sich in einer Studie zur Überlebensrate von Herzinfarkttopfern, dass jene Patienten, welche nach ihrer Erkrankung einen Hund hielten eine höhere Überlebensrate hatten als jene, die eine Katze besaßen (FRIEDMANN & THOMAS 1998).

Implikationen fürs Training

Was also bedeutet dies nun alles für uns als Trainer? Natürlich hat die Wissenschaft nicht alle Antworten und für vermeintlich dasselbe Problemverhalten kann es verschiedene Auslöser geben. Hier ist unsere Detektivarbeit gefragt. Vermutlich ist ein reines Beziehungs- oder Bindungsproblem zwischen Hund und Halter selten der alleinige Grund für ein Problem, jedoch kann man hier einen guten Grundstein legen damit manche Probleme gar nicht entstehen oder eine Arbeit an Verbesserung möglich wird.

Das andere Ende der Leine spielt ebenfalls eine wichtige Rolle. Auch der Mensch sollte sich im Hundetraining möglichst wohl fühlen, denn Hundetraining ist immer auch Menschentraining und Stress behindert beim Lernen. Je nach Persönlichkeit wäre es bei vielen Hund- Mensch Teams womöglich von Vorteil, durch ernst gemeintes Lob und Erfolgserlebnisse das Selbstbewusstsein des menschlichen Anteils zu stärken, damit schwierige Situationen im Alltag leichter bewältigbar werden. In vielerlei Hinsicht ist es auch unsere Aufgabe die Menschen über hundliche Kommunikation aufzuklären und ein Bewusstsein für selbige zu schaffen um die Beziehung zu verbessern.

Sehr viele in unseren Augen problematische Verhaltensweisen entstehen oder verstärken sich durch Stress und Unsicherheit. Durch eine gute Bindung zwischen Hund und Mensch wird vor allem das Stresshormon Kortisol gedämpft (BEETZ et al. 2012). Wie schon erwähnt hat Kortisol auf die Dauer viele negative Folgen für den Organismus (SCHOLZ & VON REINHARDT, 2012) und verhindert effektives Lernen (GAZZANIGA, 1989). Vor allem bei einer sicheren Bindung greifen verschiedene Faktoren wie beispielsweise soziale Unterstützung, der ‚sicherer Hafen‘ Effekt und auch der ‚Sichere Basis‘ Effekt und es wird Oxytocin produziert. Dieses hängt in seiner Funktion wiederum eng mit dem Parasympathikus, dem sogenannten Ruhenerve zusammen und erzeugt Gefühle von Sicherheit, Zusammengehörigkeit und Vertrautheit (JULIUS et al. 2012).

Aggression gegen Menschen oder Hunde, welche aus Unsicherheit hervorgeht könnte durch den ‚safe haven‘ Effekt, den eine sichere Bindung mit sich bringt gemindert werden. Im besten Fall sucht der Hund bei Stress seinen Besitzer auf und kann sich durch dessen Zuwendung besser beruhigen (GÁCSI, M. et al. 2013). Das

Erlebnis wird so womöglich positiver abgespeichert - als ein Erfolgserlebnis des Teams. Somit könnte es eine Steigerung des Selbstvertrauens und des Vertrauens in den Bindungspartner bewirken.

Stressbedingtes Verhalten, welches Vielfältige Züge vom Zerkauen/Zerreissen von Gegenständen, dem zerstören von Möbelstücken bis hin zur Selbstverstümmelung oder plötzlicher Unreinheit reichen kann (SCHOLZ & VON REINHARDT, 2012), kann durch Oxytocinbedingte Reduktion des Kortisollevels womöglich ebenfalls gebessert werden.

Eine andere Geschichte und ein weiteres großes Problem in der Hundehaltung ist **Trennungsangst**. Der Drang unserer Hunde, bei uns zu sein sorgt dafür, dass Trennung mit Stress verbunden ist. Auch hier ist jedoch, wenn die Forschung mit Kindern ein Indikator ist ebenfalls eine sichere Bindung hilfreich, da sicher gebundene Kinder eher bereit sind sich darauf zu verlassen, dass ihr Bindungspartner zurückkehren wird (SCHACTER et al, 2009, BRISCH, 1999).

Andererseits ist der Distress, welcher mit einer Trennung einhergeht natürlich ein Anzeichen dafür, dass eine Bindung besteht. Eines der Kriterien für echte Bindung besagt schließlich, dass mit der Trennung von der Bezugsperson negative Gefühle einhergehen (CASSIDY & SHAVER, 1999). In Studien zeigte sich, dass Hunde, welche im Alter zwischen 6 Monaten und einem Jahr in einer abwechslungsreichen und sozial gut strukturierten Umgebung lebten so gut wie nie Trennungsängste entwickelten. Hingegen zeigten Hunde die zwischen der 8. und 14. Lebenswoche medizinische Probleme oder sonstige Störungen aufwiesen häufiger Trennungsangst, wenn sie über 6 Monate alt waren (GANßLOSER & STRODTBECK, 2013).

Weiters zeigte eine Studie, dass Hunde, welche mit nur einer Person zusammenleben mehr als doppelt so häufig unter Trennungsangst leiden, wie Hunde in Mehrpersonenhaushalten. Zusätzlich scheint der sexuelle Status eine Rolle zu spielen, da kastrierte Hunde zeigten dreimal häufiger Trennungsangst als unkastrierte Hunde. Das Geschlecht oder andere Tiere im Haushalt spielten in dieser Studie keine signifikante Rolle (FLANNIGAN & DODMAN, 2001). Womöglich hängt die höhere Trennungsangst- Rate bei kastrierten Hunden damit zusammen, dass Hunde in Amerika häufig Frühkastriert werden und daher nicht die geistige Reife und den Level an Selbstständigkeit eines erwachsenen, intakten Hundes erreichen.

Beim **Jagdverhalten** könnte eine gute Bindung womöglich in zwei Richtungen schlagen. Entweder der Hund findet alleine jagen eigentlich doofer als mit uns etwas zu erleben oder aber, der Effekt der sicheren Basis verleitet ihn dazu, größere Erkundungskreise zu ziehen und dadurch eher auf Wild zu stoßen. Schafft es der Besitzer, dem Hund zu vermitteln, dass gemeinsame Spaziergänge interessanter sind als Jagdausflüge so hat er eine bessere Chance, unerwünschtes Jagdverhalten zu unterbinden. Einfühlungsvermögen und auch Verständnis von Seiten des Hundehalters ist dazu von Nöten (VON REINHARDT, 2005). Hier ist unsere Kompetenz als Trainer gefragt, da manche Menschen der Meinung sind dies wäre ein Zeichen von schlechter Bindung und der Hund habe sie womöglich nicht gern. Es ist unsere Aufgabe die Besitzer aufzuklären, dass eine gute Bindung nichts mit ‚am Rockzipfel hängen‘ zu tun hat und Rassedispositionen zur Jagd sich nunmal unterscheiden.

Für das alltägliche Training, oder generell die Alltagsbewältigung ist es interessant zu wissen, dass Hunde bei der Bewältigung einer Aufgabe erfolgreicher sind, wenn ihre Bezugsperson anwesend ist (HORN et al. 2013a) und sie sind ihren Bezugspersonen gegenüber aufmerksamer als Fremden gegenüber (HORN et al. 2013b). Eine gute Beziehung zum Hund macht also auch das Lernen für den Hund einfacher, denn Aufmerksamkeit ist der Schlüssel zum Informationsgewinn. Zusätzlich sind sich Hunde der Aufmerksamkeit ihres Halters bewusst. Sie wissen also ob Herrchen, beziehungsweise Frauchen bei der Sache ist oder nicht und werden entsprechend handeln (VIRÁNYI et al. 2004).

Wie erreicht man nun eine gute Bindung zu seinem Hund? Leider gibt es hier kein Patentrezept- soweit ich weiß ist die Forschung hier noch nicht so weit. Wenn man jedoch davon ausgeht dass die Mensch- Hund Bindung einer Eltern- Kind Bindung gleicht dann erreicht man sie durch sogenannte ‚flexible Fürsorge‘ indem man also verständnisvoll und empathisch auf die Bedürfnisse des Hundes reagiert. Ruhig und souverän den Weg durch schwierige Situationen weist. Aufpassen muss man allerdings, dass man nicht in Richtung ‚Helikoptermutter‘ abrutscht und jeden Schritt, jede Tätigkeit ängstlich überwacht (JULIUS et al. 2012).

Viele werden an dieser Stelle vielleicht grinsen, doch ich bin sicher jeder hat sich bei seinem ersten Welpen ein bisschen so verhalten, vor allem, wenn dieser jeden Mist von der Straße aufgelesen hat um ihn zu fressen. Häufig sieht man diese

Verhaltensweisen auch bei Klein(st)hundehaltern, die sich im Gegensatz zu ihren Hunden sehr bewusst sind, dass ihre Lieblinge schnell verletzt werden könnten.

Ständige, womöglich noch ängstliche Überwachung jedoch verhindert Exploration und somit für das Selbstbewusstsein wichtige Erfahrungen. Zudem ist der Umkehrschluss von einer Bezugsperson in ständiger Angst zu: 'Die Welt ist ein gefährlicher Ort' hier naheliegend (JULIUS et al 2012).

Aus Studien mit Menschen weiß man, dass die Gefühle, welche mit einer Trennung von der Bindungsperson und Zweifeln über ihre Verfügbarkeit einhergehen sind vorwiegend Angst, Wut und Trauer sind. Androhungen des Verlassens vergrößern die Zweifel in die Verfügbarkeit der Bezugsperson und könnten somit der Bindung schaden (WEISS, 1975).

Generell haben Hunde, deren Besitzer eine positive Einstellung zu ihnen haben, sie als soziale Partner und wichtige Begleiter sehen geringere Kortisollevel, als Hunde deren Besitzer eine andere Einstellung haben (SCHOEBERL et al. 2012). Eine positive Grundstimmung senkt also scheinbar den Stresslevel der vierbeinigen Begleiter.

In jedem Fall sollte Erziehung, beziehungsweise Training in einem für Mensch und Hund angenehmen Umfeld und einer freundlichen Atmosphäre stattfinden, da dies die Lernfähigkeit verbessert (PEKRUN, 2014). Dem Hundebesitzer muss klar sein, dass positive Bestrafung fehl am Platz ist. Wenn man sich klar macht, dass die Hund-Mensch-Beziehung einer Eltern-Kind-Beziehung gleicht wobei der Hund hier in der abhängigen Position ist (SERPELL, J. 1996), so kann man vermutlich auch die Erkenntnisse aus der Humanforschung heranziehen und daraus schließen, dass Bestrafung die Bindung schädigt. Kinder deren Bindungsperson gleichzeitig eine Quelle von Misshandlungen oder Angst war entwickelten häufig desorganisierte Bindungsmuster. Es wäre daher anzunehmen, dass diese negativen Effekte auch bei Hunden auftreten können (JULIUS et al, 2012).

Ein wichtiger Punkt hier ist also der Spaß am Hund beziehungsweise Spaß mit dem Hund. Gemeinsames Erleben von Abenteuern beim Spaziergang und gemeinsames **Spiel** fördern den Zusammenhalt und das gegenseitige Vertrauen. Vor allem Spiele mit Körperkontakt, die teils sehr kritisch betrachtet wurden, zeigten sich hier als Auslöser für hormonell positive (Oxytocinfördernde) Ereignisse. Aber auch

gemeinsames Ruhen, **Kontaktliegen** beispielsweise fördert das Zusammengehörigkeitsgefühl (siehe auch GANßLOSER & KITCHENHAM, 2015, GANßLOSER & STRODTBECK, 2013).

Gerade **Tierheimhunde** leiden unter hohem Stress. Sie haben vor allem kurz nach ihrer Einlieferung hohe Kortisolwerte, welche sich erst mit der Zeit wieder senkten. In einigen Studien zeigte sich, dass menschlicher Kontakt, vor allem ruhiges Streicheln, zur Entspannung der Hunde und zur Senkung des Kortisolspiegels beiträgt (COPPOLA et al. 2006, HENNESSY et al. 1997, HENNESSY et al. 1998).

Interessanterweise war hier auch ein Geschlechtsunterschied zu finden: Kontakt zu Frauen brachte für die Hunde eine effektivere Dämpfung von Stress, als der Kontakt zu Männern (HENNESSY et al. 1997, HENNESSY et al. 1998). Der Grund für die Dämpfung des Kortisol Levels könnte eine Ausschüttung von Oxytocin durch die Zuwendung, vor allem die Streicheleinheiten sein. Eine Studie von Gácsi und Kollegen (2001) brachte ans Licht, dass Tierheimhunde sehr rasch Bindungsverhalten auch zu menschen zeigen, mit denen sie vergleichsweise wenig Kontakt hatten. In diesem Fall hatten die Hunde nur 3 Mal für 10 Minuten Kontakt mit diesen Menschen. Die Forscher schlossen, dass sich in der Extremsituation Tierheim Bindungen extrem rasch bildeten, weil sie dringend benötigt wurden (GÁCSI et al. 2001). Regelmäßige menschliche Zuwendung ist demnach ein sehr wichtiger Faktor für das Wohlbefinden von Tierheimhunden und es wäre für die Hunde vermutlich von Vorteil möglichst selten Pfleger/Paten zu wechseln. Die gute Nachricht hier ist allerdings, dass Hunde offenbar auch in solchen Extremsituationen Bindung zum Menschen aufzubauen.

Quellenverzeichnis

Abbildung 1: Kohlhofer Tanja

Abbildung 2: Kohlhofer Tanja, erstellt nach einer Aussage in AINSWORTH, 1972

Abbildung 3: Leuthner Judith

Abbildung 4: Kohlhofer Tanja

Abbildung 5: Kohlhofer Tanja, erstellt nach einer Beschreibung der Vorgänge in CAMPBELL & REESE, 2003

Ainsworth M. D. S. (1963). The development of infant-mother interaction among the Ganda. In B. M. Foss (Ed.), *Determinants of infant behavior* (pp. 67-104). *Wiley*, New York.

Ainsworth M. D. S. (1973). Systems for rating maternal care behavior. In E. G. Boyer, A. Simon, & G. R. Karafin (Eds.), *Measures of maturation. An anthology of childhood observation Instruments. Research for Better Schools*, Philadelphia.

Ainsworth M. D., Blehar M. C., Waters E. und Wall S. (1978). *Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, Inc.

Ainsworth, M. D.; Bell, S. M. (1970). "Attachment, exploration, and separation: Illustrated by the behaviour of one-year-olds in a strange situation". *Child Development* 41: 49–67.

Ainsworth, M: S. (1989). Attachments beyond infancy. *American Psychologist*, 44(4): 709-716.

Aliabadi I. (2010). Effects of gender and personality on practical performance of human-dog dyads. *Diplomarbeit*, Universität Wien.

Allen K. Blascovich J. Mendes W.B. (2002). Cardiovascular Reactivity and the Presence of Pets, Friends, and Spouses: The Truth About Cats and Dogs. *Psychosomatic Medicine* 64:727–739.

Allen K., Blascovich J. und Mendes W.B. (2002). Cardiovascular reactivity and the presence of pets, friends, and spouses: the truth about cats and dogs.

Psychosomatic Medicine 64(5): 727-39.

Allen K.M., Blascovich J., Tomaka J. und Kelsey R.M. (1991). Presence of human friends and pet dogs as moderators of autonomic responses to stress in women.

Journal of Personality and Social Psychology 61(4):582-9.

Allen K., Shykoff B.E., und Izzo J. L. (2001). Pet ownership, but not ACE inhibitor therapy, blunts home bloodpressure responses to mental stress. *Hypertension* 38: 319–324.

Amelang M. & Bartussek D. (2001). Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung. (5. Aufl.). *Kohlhammer*, Stuttgart

Arend R., Gove F. and Sroufe L.A. (1979). Continuity of individual adaptation from infancy to kindergarten: A predictive study of ego-resiliency and curiosity in preschoolers. *Child Development*, 50, 950- 959.

Asendorpf J. B. & Neyer, F. J. (2012). Psychologie der Persönlichkeit. *Springer Verlag*, Berlin.

Baenninger R. (1981). Dominance: on distinguishing the baby from the bathwater. *Behav. Brain Sci.* 4, p.431-432.

Bateson P. und Laland K. (2013). Tinbergen's four questions: an appreciation and an update. *Trends in Ecology & Evolution* 28, 712–718.

Beaver B.B. (1999). Canine Behavior: A guide for veterinarians. *W. B. Saunders*, Philadelphia.

Beck L., & Madresh E. A. (2008). Romantic Partners and Four-Legged Friends: An Extension of Attachment Theory to Relationships with Pets. *Anthrozoos*, 21 (1), 43-56.

Beetz A., Julius H., Turner D. und Kotrschal K. () Effects of social support by a dog on stress modulation in male children with insecure attachment. *Frontiers in Psychology* 3 (352).

Beetz A., Uvnäs-Moberg K., Julius H. und Kotrschal K. (2012). Psychosocial and psychophysiological effects of human-animal interactions: the possible role of oxytocin. *Frontiers in Psychology* 3 (234).

Beetz A., Kotrschal K., Hediger K., Turner D., and Uvnäs-Moberg K. (2011). The effect of a real dog, toy dog and friendly person on insecurely attached children during a stressful task: an exploratory study. *Anthrozoos* 24, 349–368.

Blane W. & Somerville W. (1788). *Cynegetica; Or, Essays on Sporting: Consisting of Observations on Hare Hunting &c. &c., To Which Is Added, The Chase: a Poem.* London: Printed for J. Stockdale, 1788. Extracts: Xenophon, §5-7; Arrian §1-22.

Bonelli R.M. (2014). *Perfektionismus: Wenn das Soll zum Muss wird.* Pattloch-Verlag, München.

Borkenau P. und Ostendorf F. (2008). *NEO-Fünf-Faktoren Inventar nach Costa und McCrae (NEO-FFI). Manual (2. Aufl.). Hogrefe, Göttingen.*

Bouchard & McGue, 2003. Genetic and environmental influences on human psychological differences. *Journal of Neurobiology*, 54, 4–45.

Bouchard & McGue: Genetic and environmental influences on human psychological differences. *Journal of Neurobiology*. 54: 4–45.

Bowlby J. (1969/1982). *Attachment and loss: Vol. 1. Attachment.* Basic Books, New York.

Bowlby, J (1940): The influence of early environment in the development of neurosis and neurotic character. *International Journal of Psycho-Analysis*, XXI, 1-25

Bowlby, J. (1944). Forty-four juvenile thieves, Their characters and home lives. *International Journal of Psycho-Analysis*, XXV, 19-52

Bowlby J. (1973). Attachment and loss, Vol. 2: Separation. *Basic Books*, New York

Bradley J. (2007). Hunde können beißen - aber Luftballons und Pantoffeln sind gefährlicher. *Animal Learn Verlag*, Bernau.

Bretherton I. (2002) Konstrukt des inneren Arbeitsmodells. Bindungsbeziehung und Bindungsrepräsentationen in der frühen Kindheit und im Vorschulalter. In: Brisch, Grossmann u. Grossmann, Köhler (Hrsg.): Bindung und seelische Entwicklungswege. *Klett-Cotta*, Stuttgart.

Brisch KH. (1999) Bindungsstörungen: Von der Bindungstheorie zur Therapie. *Klett-Cotta*, Stuttgart.

Call J., Bräuer J., Kaminski J. und Tomasello M (2003) Domestic dogs (*Canis familiaris*) are sensitive to the attentional state of humans. *J Comp Psychol* 117: 257–263.

Cameron D.B. (1997). Canine dominance-associated aggression: concepts, incidence, and treatment in a private behavior practice. *Applied Animal Behaviour Science* 52(3–4): 265–274.

Campbell N.A. und Reese J.B. (2003). Biologie. *Spektrum Verlag*, Berlin.

Cassidy J. & Shaver P.R. (1999). Handbook of Attachment, Second Edition: Theory, Research and Clinical Applications. The Guilford Press; Second Edition edition.

Chronister J.A., Johnson E.K. und Berven N.L. (2006). Measuring social support in rehabilitation. *Disabil Rehabil.* 28:75–84.

Clutton - Brock, T.H. und Harvey P.H. (1976). Evolutionary rules and primate societies.-In: Growing points in ethology (P.P.G. Bateson & R.A. HINDE, eds). *The University Press, Cambridge*, p.195-237.

Cohen S & Wills T A. (1985).Stress, social support, and the .buffering Hypothesis. *Psychologkal Bulletin*. Vol. 98. No. 2, 310-357.

Cohen S., Kessler R:C. und Gordon L.U. (1997). Strategies for Measuring Stress in Psychiatric and Physical Disorders. In: Cohen S., Kessler R:C. und Gordon L.U. (Ed). *Measuring Stress* pp. 3-28. *Oxford University Press*, New York.

Cole K.M.,Gawlinski A.,Steers N., und Kotlerman J.(2007).Animal- assisted therapy in patients hospitalized with heart failure. *Am.J.Crit. Care* 16: 575–585.

Coppinger R. & Feinstein M. (1991). Hark-hark the dogs do bark and bark. *Smithonian*, 21 (10):119-129.

Coppinger R. & Coppinger L. (2001). Hunde – Neue Erkenntnisse über Herkunft, Verhalten und Evolution der Kaniden. *Animal Learn Verlag*, Bernau.

Crawford E. K., Worsham N. L., & Swinehart E. R. (2006). Benefits derived from companion animals and the use of the term »attachment«. *Anthrozoos*, 19: 98–112.

Crista L. Coppola C.L., Grandin T. und Enns R.M. (2006). Human interaction and cortisol: Can human contact reduce stress for shelter dogs? *Physiology & Behavior* 87(3): 537–541.

Dornes M. (1997). Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. *Fischer*, Frankfurt a. M.

Dunbar R.I.M. (2009). The Social Brain Hypothesis. *Ann Hum Biol.* 36(5):562-72.

Elicker J., Englund M. und Sroufe L.A. (1992). Predicting peer competence and peer relationships in childhood from early parent-child relationships. In R. Park and G.

Ladd (Eds.), Family-peer relationships: Modes of linkage (pp77-106). *Erlbaum*, Hillsdale, New Jersey

Eysenck H. J. & Eysenck S. G. B. (1965). The Eysenck Personality Inventory. *British Journal of Educational Studies* 14 (1): 140.

Fallani G., Prato Previde E. und Valsecchi P. (2006) Do disrupted early attachments affect the relationship between guide dogs and blind owners? *Appl Anim Behav Sci* 100: 241–257.

Fedderson-Peterson D.U: (2008); Ausdrucksverhalten beim Hund – Körpersprache, Kommunikation und Verständigung. *Franckh-Kosmos Verlag*, Stuttgart.

Ferguson E. (2013) Personality is of central concern to understand health: towards a theoretical model for health psychology. *Health Psychol Rev.*7: 32–S70.

Flannigan G. & Dodman N. H.(2001). Risk factors and behaviors associated with separation anxiety in dogs. *J Am Vet Med Assoc*; 219: 460–466.

Fox M.W. (1972). Socio Ecological Implications of Individual Differences in Wolf Litters: a Developmental and Evolutionary Perspective. *Behaviour* 41: 3, 298 – 313.

Friedman H.S. und Cohen Silver R. (2007). *Foundations of Health Psychology*. *Oxford University Press*. New York.

Friedmann E. & Thomas S. (1995). Pet ownership, social support, and one-year survival after acute myocardial infarction in the Cardiac Arrhythmia Suppression Trial (CAST). *Am J Cardiol.* 76(17):1213-7.

Friedmann,E.und Thomas,S.A. (1998). “Pet ownership, social support, and one-year survival after acute myocardial infarction in the cardiac arrhythmia suppression trial (CAST),”in *Companion Animals in Human Health*, eds C.C.Wilson and D.C.Turner(Thousand Oaks:Sage Publications,Inc.),187–201.

Führmann P. und Hoefs N. (2009). Auf Hundepfoten durch die Jahrhunderte – Kulturgeschichten rund um den Hund. *Kosmos*, Stuttgart.

Gabal (2006). „Big Five“: Die fünf grundlegenden Dimensionen der Persönlichkeit und ihre dreißig Facetten. Vorabdruck aus: *Persönlichkeitsmodelle & Persönlichkeitstests*.

Gácsi M., Maros K., Sernkvist S., Faragó T. und Miklósi A. (2013). Human analogue safe haven effect of the owner: behavioural and heart rate response to stressful social stimuli in dogs. *PLoS One*.8(3).

Gácsi M., Györi B., Miklósi, Á., Virányi, Z., Kubinyi, E., Topál J. und Csányi V. (2005). Species-specific differences and similarities in the behavior of hand-raised dog and wolf pups in social situations with humans. *Developmental Psychobiology* 47(2): 111–122.

Gácsi M., Topál, J., Miklósi, Á. Dòka, A. Csányi, V. (2001). Attachment behavior of adult dogs (*Canis familiaris*) living at rescue centers: Forming new bonds. *Journal of Comparative Psychology*, Vol 115(4): 423-431.

Ganßloser U. & Kitchenham K. (2015). Beziehung - Erziehung - Bindung: Forschung im Dienst des Mensch-Hund-Teams. *Franckh Kosmos Verlag*, Stuttgart.

Gansloßer U. und Krivy P. (2014). Ein guter Start ins Hundeleben: Der verhaltensbiologische Ratgeber für Züchter und Welpenbesitzer. *Müller Rüschnikon*, Stuttgart.

Gansloßer U. & Strodtbeck S. (2013). Beziehung & Bindung – Nichts ist umsonst: Die Bestandteile der Bindung und ihre Steuerung. *Schweizer Hunde Magazin* 8(13)

Ganßloser U. (2007). Verhaltensbiologie für Hundehalter – Verhaltensweisen aus dem Tierreich verstehen und auf den Hund beziehen. *Franckh Kosmos Verlag*, Stuttgart.

Gazzaniga, M. (1989). *Mind Matters: How Mind and Brain Interact to Create Our Conscious Lives*. Houghton Mifflin, Boston.

Giaquinto S., & Valentini F. (2009). Is there a scientific basis for pet therapy? *Disabil. Rehabil.* 31: 595–598.

Goodson J.L., Lindberg L. und Johnson P. (2004). Effects of central vasotocin and mesotocin manipulations on social behavior in male and female zebra finches. *Horm. Behav.* 45, 136–143.

Gramstad T.O., Gjestad R., Haver B. (2013). Personality traits predict job stress, depression and anxiety among junior physicians. *BMC Med Educ.* 13: 150.

Graziano, W.G.; Tobin, R. M. Leary, Mark R. und Hoyle, R.H. (2009). Agreeableness -Handbook of individual differences in social behavior. (pp. 46-61). *Guilford Press*, New York xv, 624 pp.

Gunnar M.R., Brodersen L., Nachmias M., Buss K. und Rigatuso J. (1996). Stress reactivity and attachment security. *Developmental Psychobiology* 29: Issue 3, 191–204.

Guo K., Meints K.P., Hall C.P., Hall S.P., Mills D.P. (2009). Left gaze bias in humans, rhesus monkeys and domestic dogs. *12(3):409-18*.

Handlin L., Hydbring-Sandberg E, Nilsson A, Ejdebäck M, Jansson A und Uvnäs-Moberg K. (2011). Short-Term Interaction between Dogs and Their Owners: Effects on Oxytocin, Cortisol, Insulin and Heart Rate—An Exploratory Study. *Anthrozoos* 24 (3): 301–315.

Hare B., Brown M., Williamson C. and Tomasello M. (2003). The domestication of social cognition in dogs. *Science* 298: 1634-1636.

Harris C.R., Prouvost C. (2014) Jealousy in Dogs. *PLoS ONE* 9(7): e94597

Hazan C, Shaver PR (1987). "Romantic love conceptualised as an attachment process". *Journal of Personality and Social Psychology* 52 (3): 511–24.

Headey B., Na F. und Zheng,R.(2008). Petdogs benefit owners 'health: a "natural experiment" in China. *Soc. Indic.Res.* 84, 481–493.

Headey, B.(1999).Health benefits and health cost savings due to pets: preliminary estimates from an Australian national survey. *Soc. Indic. Res.* 47: 233–243.

Hennessy M.B., , Williams M.T., Miller D.D., Douglas C.W., Voith V.L. (1998). Influence of male and female petters on plasma cortisol and behaviour: can human interaction reduce the stress of dogs in a public animal shelter? *Applied Animal Behaviour Science* 61(1): 63–77.

Hennessy, M. B., Davis, H. N., Williams, M. T. Mellott C. und. Douglas C. W. (1997). Plasma cortisol levels of dogs in a county animal shelter. *Physiol Behav* 62(3): 485–490.

Horn L, Huber L und Range F. (2013a). The importance of the secure base effect for domestic dogs – evidence from a manipulative problem-solving task. *PLoS One.* 8(5)

Horn L., Range, F. Huber L. (2013b). Dogs' attention towards humans depends on their relationship, not only on social familiarity. *Animal Cognition* 16(3): 435-443.

House R. J., & Howell J. M. (1992). Personality and charismatic leadership. *Leadership Quarterly* 3, 81-108.

Hsu Y. & Serpell J. (2003) Development and validation of a questionnaire for measuring behavior and temperament traits in pet dogs. *J Am Vet Med Assoc* 223: 1293-1300.

<http://www.hundefuehrschein.com/kampfhunde-liste-rasseliste>, 09.08.2009

Jacobson J.L. und Wille D.E. (1986). The influence of attachment pattern on developmental changes in peer interaction from the toddler to the preschool period. *Child Development*, 57, 338-347.

Jenkins J. (1986). Physiological effects of petting a companion animal. *Psychol.Rep.* 58: 21–22.

John OP, Srivastava S. (1999). The Big Five trait taxonomy: History, measurement, and theoretical perspectives. In: Pervin LA, John OP, editors. Handbook of personality: Theory and research. *Guilford Press*; New York. pp. 102–138.

Jones AC, Gosling SD (2005) Temperament and personality in dogs (*Canis familiaris*): A review and evaluation of past research. *Appl Anim Behav Sci* 95: 1-53.

Julius H., Beetz A., Kotrschal K., Turner D.C., Uvnäs-Moberg K. (2012). Attachment to Pets - An Integrative View of Human-Animal Relationships with Implications for Therapeutic Practice. *Hogrefe*, Göttingen.

Kandler C., Riemann R., Spinath F.M., Angleitner A. (2010). Sources of Variance in Personality Facets: A Multiple-Rater Twin Study of Self-Peer, Peer-Peer, and Self-Self (Dis)Agreement." *Journal of Personality* 78(5):1565-94.

Kotov R, Gamez W, Schmidt FL, Watson D. (2010). Linking “Big” personality traits to anxiety, depressive, and substance use disorders: a meta-analysis. *Psychol Bull.* 136: 768–821.

Kotrschal K. (2012). Wolf - Hund - Mensch - Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung. *Brandstätter Verlag*, Wien.

Kurdek L. A. (2009a). Pet dogs as attachment figures for adult owners. *J. Fam. Psychol.* 23, 439–446.

Kurdek, L.A. (2008). Pet dogs as attachment figures. *Journal of Social and Personal Relationships*, 25: 247–266.

Landgraf, R., and Neumann, I. D. (2004). Vasopressin and oxytocin release within the brain: a dynamic concept of multiple and variable modes of neuropeptide communication. *Front. Neuroendocrinol.* 25, 150–176.

Larsen, R. J., & Ketelaar, T. (1991). Personality and susceptibility to
Ley J., Bennett P. und Coleman G. (2008) Personality dimensions that emerge in companion canines. *Appl Anim Behav Sci* 110: 305-317.

Löckenhoff CE., Duberstein PR., Friedman B. und Costa PT. Jr. (2011). Five-factor personality traits and subjective health among caregivers: the role of caregiver strain and self-efficacy. *Psychol Aging.* 26: 592–604.

Londerville S. und Main, M. (1981). Security of attachment, compliance, and maternal training methods in the second year of life. *Developmental Psychology*, 17, 289-299.

Lorenz K. (1998). So kam der Mensch auf den Hund. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG, München.

MacDonald D.W. & Carr G.M. (1995). Variation in Dog Society: Between resource and dispersion and social flux. In: Serpell J. The domestic dog – It's evolution, behaviour, and interactions with people. 199-216. *Cambridge University Press*, Cambridge.

Main M., Solomon J., Brazelton TB. (1986): Discovery of an insecure-disorganized/disoriented attachment pattern. In: Affective development in infancy. *Ablex Publishing*, Westport CT, S. 95–124.

Malekpor M. (2007). Effects Of Attachment On Early And Later Development. *The British Journal of Developmental Disabilities*. Vol. 53, Part 2, No. 105, pp. 81-95.

Mason, J.W. „A review of psychoendocrine research on the pituitary-adrenal cortical system. *Psychosomatic Medicine* 30(5).

Matas L., Arend R.A. und Sroufe L.A. (1978). Continuity of adaptation in the second year: The relationship between quality of attachment and later competence. *Child Development*, 49, 547-556.

Maunder R.G. & Hunter J.J. (2001). Attachment and psychosomatic medicine: developmental contributions to stress and disease. *Psychosom. Med.* 63: 556–567.

Mech, L. D. 1966. The wolves of Isle Royale. *National Park Service Fauna Ser.* No. 7, Washington D. C.

Mech L. David. (1999). Alpha status, dominance, and division of labor in wolf packs. *Canadian Journal of Zoology* 77:1196-1203.

Miklósi A. (2012). Die Mensch-Hund-Beziehung aus wissenschaftlicher Perspektive. *Mensch & Hund* 1: 34-40.

Miklósi A., Kubinyi E., Topál J., Gácsi M., Virányi Z, and Csányi V. (2003). A Simple Reason for a Big Difference: Wolves Do Not Look Back at Humans, but Dogs Do. *Current Biology*. 13: 763–766.

Miklósi A., Polgárdi R. Tópal J. und Csányi V. (2000). Intentional behaviour in dog-human communication: an experimental analysis of “showing” behaviour in the dog. *Anim Cogn* 3 :159–166.

Morse D.H. (1974). Niche breadth as a function of social dominance. *Am. Nat.* 108, p. 818-830.

Müller J. (2003). Auf der Spur des Gefährten / Dog makes us human, Band 1: Der Hund bei Jägern, Fischern und Sammlerinnen. CBP Verlag.

O'Connell L.A., Matthews B.J. und A. Hofmann H.A. (2012) Isotocin regulates paternal care in a monogamous cichlid fish. *Hormones and Behavior* 61: 725–733.

Oeser E. (2004). Hund und Mensch- Die Geschichte einer Beziehung. *Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.*

Otterstedt C. & Rosenberger M. (2009). Gefährten Konkurrenten Verwandte Die Mensch-Tier-Beziehung im wissenschaftlichen Diskurs. *Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co.KG, Göttingen*

Panksepp J, Burgdorf J (2003) "Laughing" rats and the evolutionary antecedents of human joy? *Physiol Behav* 79: 533–547.

Panksepp J. (1998). Affective neuroscience: The foundations of human and animal emotions. *Oxford University Press, London.*

Panksepp J. (2005). Affective consciousness: Core emotional feelings in animals and humans. *Consciousness and Cognition* 14: 30–80.

Paul W. Czoty¹, Robert W. Gould¹, and Michael A. Nader^{1,2} (2009). Relationship between Social Rank and Cortisol and Testosterone concentrations in Male Cynomolgus Monkeys (*Macaca fascicularis*). *J Neuroendocrinol.* 21(1): 68–76.

Payne E., Bennett P.C. und McGreevy P.D. (2015). Current perspectives on attachment and bonding in the dog–human dyad. *Psychology Research and Behavior Management* 8: 71–79.

Petersson M.,Hulting A.,Andersson R. und Uvnäs-Moberg K. (1999). Long-term changes in gastrin,cholecystokinin and insulin in response to oxytocin treatment. *Neuroendocrinology* 69: 202–208.

Pekrun (2014). Emotions and Learning. *Gonnet Imprimeur, Belley, France*

Pervin LA, Cervone D, John OP (2005) Personality: Theory and Research (9th ed.). *Wiley.* Hoboken 640 p.

Pongrácz P., Molnár C., Miklósi A. und Csányi (2005). Human Listeners Are Able to Classify Dog (*Canis familiaris*) Barks Recorded in Different Situations. *Journal of Comparative Psychology* 119 (2): 136–144.

Prato-Previde E. Marshall-Pescini S. und Valsechi P. (2008). Is your choice my choice? The owners' effect on pet dogs' (*Canis lupus familiaris*) performance in a food choice task *Animal Cognition* 11(1):167-174.

Range F., Horn L., Viranyi Z. und Huber L. (2008). The absence of reward induces inequity aversion in dogs. *Proc Natl Acad Sci USA* v.106(1)

Resch et al.(1999). Entwicklungspsychopathologie des Kindes- und Jugendalters – Ein Lehrbuch, *PVU*, Weinheim.

Rugaas T. (2001). Calming Signals – Die Beschwichtigungssignale der Hunde. *Animal Learn Verlag*, Bernau.

Rynearson, E. (1978). Humans and pet attachment. *Psychiatry*, 133 , 550-555.

Schacter, D.L.et al. (2009). Psychology, Second Edition. *Worth Publishers*. New York pp.441.

Schenkel, R. 1967. Submission: its features and function of the wolf and dog. *Am. Zool.* 7:319-329.

Schleidt W.M. & Schalter M.D. (2003). Co-evolution of Humans and Canids - An Alternative View of Dog Domestication: Homo Homini Lupus? *Evolution and Cognition* 9 (1).

Schoeberl I., Bauer B., Dittami J., Mostl E., Wedl M. und Kotrschal K. Effects of Owner Gender and Interaction Style and Interaction Style on Stress Coping in Human-Dog Dyads. *Journal of Veterinary Behavior Clinical Applications and Research* 4(2):91-91.

Schoeberl I., Wedl M., Bauer B., Day J., Moestl E. und Kotrschal K. (2012). Effects of owner-dog relationship and owner personality on cortisol modulation in human-dog dyads. *Anthrozoos*. 25(2):199–214.

Scholz M. und von Reinhardt C. (2012). Stress bei Hunden. *Animal Learn Verlag*, Berlin.

Scott L. und Voith V.L. (1986). Dominance aggression of dogs towards people: Behavior profile and response to treatment. *Applied Animal Behaviour Science* 16: 1, 77-83.

Seeman T.E. und Syme S.L. (1987). Social networks and coronary artery disease: a comparison of the structure and function of social relations as predictors of disease. *Psychosom Med*. 49(4):341-54.

Serpell J. (1996). Evidence for an association between pet behavior and owner attachment levels. *Appl Anim Behav Sci*. 47(1–2): 49–60.

Shi M., Liu L., Wang Z.Y., Wang L. (2015). The Mediating Role of Resilience in the Relationship between Big Five Personality and Anxiety among Chinese Medical Students: A Cross-Sectional Study. *PLoS ONE* 10(3): e0119916.

Shipman P. (2015). The Invaders - How Humans and Their Dogs Drove Neanderthals to Extinction. *Harvard University Press*, Cambridge.

Simonet P., Versteeg, D. und Storie D. (2005) Dog-laughter: Recorded playback reduces stress related behavior in shelter dogs. Proceedings of the 7th International Conference on Environmental Enrichment July 31 – August 5

Siniscalchi M., Stipo C. und Quaranta A. (2013). "Like Owner, Like Dog": Correlation between the Owner's Attachment Profile and the Owner-Dog Bond. *PLoS ONE* 8(10): e78455.

Solomon J. & George C. (1999) The place of disorganisation in attachment theory. In Judith Solomon & Carol George (Eds) Attachment Disorganisation (pp3-32), p.27, Guilford, New York.

Stayton D.J., Hogan R., und Ainsworth M.D.S. (1971). Infant obedience and maternal behavior: The origins of socialization 95 reconsidered. *Child Development*, 42, 1057-1069.

Suess G.J., Scheurer-Englisch H., Pfeifer W-KP.(2001) Bindungstheorie und Familiendynamik – Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie. *Psychosozial Verlag*, Gießen.

Svartberg K, Forkman B (2002) Personality traits in the domestic dog (*Canis familiaris*). *Appl Anim Behav Sci* 79: 133-156.

Svartberg K, Tapper I, Temrin H, Radesäter T, Thorman S (2005) Consistency of personality traits in dogs. *Anim Behav* 69: 283-291.

Topál J., Miklósi A., Csányi V. und Dóka A. (1998). Attachment behavior in dogs (*Canis familiaris*): a new application of Ainsworth's Strange Situation Test. *J Comp Psychol.* 112(3):219–229.

Trut L.N. (1999) Early Canid Domestication:The Farm-Fox Experiment *American Scientist* 87.

Uliaszek AA, Zinbarg RE, Mineka S, Craske MG, Sutton JM, Griffith JW, et al. (2010). The role of neuroticism and extraversion in the stress-anxiety and stress-depression relationships. *Anxiety Stress Coping.*23: 363–381.

Uvnäs-Moberg K.(2003). The Oxytocin Factor.Tapping the Hormone of Calm, Love, and Healing. *DaCapoPress*, Cambridge.

Vilá C., Savolainen P., Maldonado J. E., Amorom I. R., Rice J. E., Honeycutt R. L. et al. (1997). Multiple and ancient origins of the domestic dog. *Science*, 276, 1687-1689.

Virányi Z., Gácsi M., Kubinyi E., Topál E., Belényi B., Ujfalussy D. und Miklósi A. (2009). Comprehension of human pointing gestures in young human-reared wolves (*Canis lupus*) and dogs (*Canis familiaris*). *Animal Cognition* 11,(3): 373-387.

Virányi Z., Topál J., Gácsi M., Miklósi Á., Csányi V. (2004). Dogs respond appropriately to cues of humans' attentional focus. *Behav Process* 66: 161–172.

Von Reinhardt C. (2005). Das unerwünschte Jagdverhalten des Hundes. *Animal Learn Verlag*, Berlin.

Weiss, R.S. (1975). Marital separation. *Basic Books*, New York.

Wills T.A. & Clark M.S. (1991). Social support and interpersonal relationships. *Sage Publications* 12.: 265-289, Thousand Oaks.

Wilson E.O. (1986). Biophilia – The human bond with other species. *Harvard University Press*, United States of America.

Wilson, E.O. (1975). Sociobiology. The new synthesis. – *Harvard University Press*, Cambridge.

Yin S. (2002). A New Perspective on Barking in Dogs. *Journal of comparative Psychology* 116 (2): 189-193.

Youngblade, L.M., und Belsky, J. (1992). Parent child antecedents of 5- year-olds' close friendships: A longitudinal analysis. *Developmental Psychology*, 28, 700-713.

Zimen E. (1992). Der Hund. Abstammung – Verhalten- Mensch und Hund. *Goldmann*, München.

Zu Guter Letzt...

möchte ich mich bei all jenen bedanken, welche mich während meiner Ausbildung begleitet haben und welche den Grundstein dafür gelegt haben.

Bei meinen Eltern, **Inge Kohlhofer**, die meinem Bruder und mir trotz ihrer starken Tierhaarallergie immer ermöglicht hat Tiere zu halten und obwohl nicht unbedingt hundeaffin meine Pfleglinge immer geduldet hat. Vor allem in den letzten Wochen fand sie motivierende Worte, sodass diese Arbeit doch vollendet wurde.

Adolf Kohlhofer, der mich mit seiner Begeisterung für Tiere, insbesondere Hunde schon in jungen Jahren angesteckt hat.

Bei meiner lieben Freundin **Judith Leuthner** die mit mir durch dick und dünn geht und mit der ich meine Leidenschaft für Hunde teilen kann. Ihr ist es auch zu verdanken, dass ich meine praktischen Hausübungen ohne eigenen Hund erledigen konnte. **Navi** und **Zero** waren nicht nur begeisterte Schüler, sondern haben mir auch eine Menge beigebracht.

Bei meinem Bruder, **Patrick Kohlhofer**, der mir zwischendurch immer wieder vermittelt, dass es für andere Menschen ein Leben außerhalb der ‚Hundeszene‘ gibt.

Bei meinem Freund, **Richard Zehetner**, weil er mich in allem was ich tue unterstützt und mir niemals das Gefühl gegeben hat ich würde zu viel Zeit mit meiner Ausbildung verbringen – obwohl ich das rückblickend sicherlich häufiger getan habe.

Bei all jenen, die sich als **Praktikumsstellen** zur Verfügung gestellt haben und uns die Möglichkeit gaben hier Erfahrung zu sammeln, all den **Vortragenden**, welche sich die Mühe gemacht haben interessantes Material zusammenzustellen und last, but not least, allen Hunden, welchen ich auf meinem Weg begegnen durfte.

Für all die Bekanntschaften und all die Erfahrungen die ich auf diesem Wege machen konnte, mit Kollegen, Hundebesitzern und Trainern.

...Dankeschön!